

PLc 7096

# Baltische Monatsschrift.

Redigirt

von

**Theodor Hermann Pantenius.**

24. Band.

Neue Folge. — Sechster Band.

**Zweites Doppelheft 1875. H. 2**

Inhalt: Aus dem Leben des Landraths Friedrich Baron Ungern-Sternberg . . . . . Seite 103  
 Zwei Reden, gehalten zur 50jährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Birkenruh . . . . . " 122  
 Das Beethoven-Jubiläum zu Wien (W. v Lenz) " 139  
 Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga . . . . . " 157  
 Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. . . . . " 178



**RIGA, 1875.**

Verlag von H. Brutzer & Co.

Preis pro Jahrgang 4 Rbl. 50 Kop. Per Post 5 Rbl.  
In Deutschland 15 Mark.

## Aus dem Leben des Landraths Friedrich Baron Ungern-Sternberg.

Grösstentheils nach dessen Tagebuche und Familiennachrichten ausgearbeitet.

Nach einer alten Tradition der Familie Ungern-Sternberg, deren schon Moritz Brandis in seiner liefländischen Geschichte (1600) erwähnt,<sup>1)</sup> kam ihr Stammvater Johannes I. von Sternberg im Jahre 1211 nach Livland und führte den Christen ein Hülfsheer von 500 Reitern und 500 Fussknechten aus Ungarn zu, weshalb er den Namen de Hungaria erhielt. Man vermuthet, dass er ein Bruder des berühmten Jaroslaw von Sternberg gewesen sei-der die Tataren 1241 bei Olmütz schlug.

Von ihm stammte im zehnten Gliede Georg von Ungern, der 1534 vom Kaiser Ferdinand I. zum Freiherrn von Pürkel gemacht wurde, aber in demselben Jahre, von dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, späterm Erzbischof zu Riga, an den Papst gesandt, in Italien starb. In schwedischer Zeit nahmen drei Sprösslinge des Geschlechts aus den Häusern Pürkel, Linden und Klein, Lechtigal den alten Namen Sternberg wieder an, indem sie von der Königin Christina 1653 unter dem Namen Ungern-Sternberg zu Freiherren der Reiche Schweden erhoben wurden.

Aus der Linie Linden-Errastfer stammte Johann Friedrich Emanuel<sup>2)</sup> Baron Ungern-Sternberg, Gustav Johanns Sohn. Seine

<sup>1)</sup> S. Monum. Livon. III, 122. Nach einer Notiz in Brandis Chronik, die in Skokloster aufbewahrt wird, heisst es, dass Hans von Ungern 1252 mit 100 Haken Landes in Sissegal belehnt worden sei. S. Ungern-Sternberg, Nachrichten II, S. 396.

<sup>2)</sup> In seiner Jugend wurde er Emanuel, später Friedrich genannt. In Ungern-Sternberg's Stammtafel hat er die Nr. C 147.

Mutter war Gertrude Christine von Richter, Tochter des Landraths Christoph von Richter auf Neuenhoff und der Barbara Hedwig von Oettingen. Sein Vater besass die Güter Kusthof, Errastfer und Korast in Livland, hatte aber von seiner Schwiegermutter Paschlep im Kirchspiel Nuckö bei Hapsal gepachtet, und hier erblickte sein ältester Sohn am 28. April 1763 das Licht der Welt.

Seine Erziehung erhielt er im Hause seiner Grossmutter, der alten frommen Frau von Richter auf Neuenhoff, deren besonderer Liebling er war, und zu der er schon in seinem fünften Jahre gebracht wurde. Mit ihm zugleich wurden von Hauslehrern seines Vaters jüngster Bruder Christlieb und Gustav Reinhold von Aderkas von Sallajoggi erzogen.

Den Religionsunterricht als Vorbereitung zur Confirmation ertheilte ihm der alte schwedische Pastor zu Hapsal, Jonas Laurentii Carlblom aus Carleby († 1784), und er feierte sein erstes Abendmahl 1776 mit tiefer andächtiger Rührung und festem Glauben. Nach dem Tode der alten Frau von Richter (1776) zog er mit seinen Eltern nach Linden, in ein alterthümliches durch Peters I. Besuch 1715 denkwürdiges Haus mit schönem Garten, unweit eines trefflichen Waldes von uralten Fichten und nahe am Ufer des Meeres, wo die Phantasie des Knaben reiche Nahrung fand. Besonderen Genuss gewährten ihm die gemeinschaftlichen Arbeiten auf seinem kleinen Dachstübchen mit seinem Jugendfreunde Gustav Carlblom,<sup>1)</sup> der ihn oft auch zu Spaziergängen im Walde und auf den schönen Heuschlägen, sowie zu Wasserfahrten nach der kleinen Insel Hestholm abholte, an denen nicht selten die ganze Familie Theil nahm. Seine Studien umfassten die klassischen Sprachen, aber auch das Französische, Englische und Italienische, worin sein Vater selbst unterrichtete. Auch in der Mathematik erwarb er gute Kenntnisse und trieb mit Vorliebe Mineralogie, wozu die unzähligen erratischen Blöcke am Ufer und die Petrefacten in den nahen Steinbrüchen ihm Anlass gaben.

Nach beendeten Vorbereitungsstudien sollte er in die Militairakademie zu Stuttgart, die durch Schiller bekannte Karlsschule eintreten, und reiste daher mit seinem Freunde Gustav Aderkas am 23. Juli 1781 von Reval ab. Nach einer glücklichen Fahrt

---

<sup>1)</sup> G. Carlblom, Jonas Sohn, wurde 1783 Pastor zu Hapsal und 1789 zu Nuckö. Er starb durch einen unglücklichen Fall aus dem Schlitten in Reval 1814. Mit Friedrich Ungern-Sternberg unterhielt er eine lebhafte Correspondenz.

von neun Tagen betrat er, in Gesellschaft der angehenden Studenten Eberhard und Grohmann aus Reval, in Lübeck den deutschen Boden. In Hamburg suchte er Klopstock auf, und erhielt von ihm Aufträge für den Dichter Schubart, der damals vom Herzoge von Württemberg wegen spöttischer Reden auf Hohen-Asberg in qualvoller Gefangenschaft gehalten wurde. Auch die Bekanntschaft des Wandsbecker Boten, Matth. Claudius, machten die Jünglinge und gelangten über Leipzig und Jena im September nach Stuttgart.

Der Herzog Karl Eugen hatte das 1770 auf seinem Lustschlosse Solitude gegründete militairische Waisenhaus allmählich zu einer Art Akademie, besonders für die Söhne von Offizieren, erweitert und dieselbe unter dem Namen der Karlsschule 1775 nach Stuttgart versetzt. Da die Anstalt mit vorzüglichen Lehrern besetzt war, hatte sich ihr Ruf selbst bis nach Livland verbreitet.<sup>1)</sup>

Das Gebäude, eine frühere Kaserne mit zwei Flügeln, lag hinter dem herzoglichen Schlosse, und enthielt in seinen weiten Räumen eine Kirche, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, ein Theater und ein Badehaus; in dem grossen Garten fand man zwischen schattigen Parkanlagen Bassins zum Baden und Schwimmen, wie auch bedeckte Räume zu Reitbahnen, Exercitien, Fecht- und Voltigirübungen.

Die hellen und geräumigen Lehrsäle und der Rangirsaal waren im unteren Stockwerke der Flügel; in den oberen Etagen lagen die Schläfsäle und der imposante Speisesaal, um welchen oben eine Gallerie lief, die von 82 jonischen Säulen getragen wurde. Zwischen den Säulen standen an den Wänden Büsten berühmter Männer, auch waren die freien Räume durch vorzügliche Gemälde geschmückt. In der Mitte stand ein runder Tisch für die Lehrer und ausgezeichnete Zöglinge; die übrigen, gegen 400 Personen, fanden ihre Plätze an vier langen Tischen. In der Nähe war ein kleines elegantes Gemach mit gewölbter Kuppel, worin der Herzog mit seiner Geliebten häufig die Abendmahlzeit einnahm.

Nach einigen Ausflügen in die schöne Umgebung meldeten sich die beiden Freunde bei dem Intendanten, Obrist von Seeger, und wurden von ihm sehr bald dem Herzoge Karl vorgestellt. Da sie die einzigen Livländer waren, so nahm sie derselbe äusserst freundlich auf und that manche Fragen an sie; es schien ihm schmeichel-

<sup>1)</sup> Die Schilderung Friedrich Ungern-Sternbergs ist aus der ausführlichen Darstellung von Palleske, Schillers Leben I, 70—82, einigermassen ergäntzt.

haft zu sein, dass auch aus der Ferne seiner Anstalt Zöglinge zuströmten. Doch machte seine Erscheinung auf seine neuen Karlsruhler nicht gerade einen besonders vortheilhaften Eindruck. Der Herzog, sagt Fr. Ungern-Sternberg, ein etwa sechszigjähriger Mann mit rothen Augen und rother Nase und etwas verlebten Zügen, gilt für pedantisch, stolz, eigensinnig und hartherzig. Seine Geliebte, die er späterhin zu seiner Gemahlin erhob, Franziska, Gräfin Hohenheim, eine gutmüthige Dame, erschien uns, auch abgesehen von ihrem Kropf, nicht reizend.<sup>1)</sup>

Auf den Befehl des Intendanten, eines geschmeidigen Augendieners des Herzogs,<sup>2)</sup> wurden die beiden Neueingetretenen von einem Arzte genau untersucht und militärisch gemessen, dann mussten sie Uhr und Börse abliefern und sich von einander trennen. Friedrich Ungern-Sternberg erhielt seinen Platz in dem ersten Cavaliersaal zwischen den Grafen Wieser und Sponeck, Aderkas wurde in einem anderen Saale untergebracht. Die bürgerlichen Zöglinge, Eleven genannt, waren ganz abgesondert<sup>3)</sup> und hatten besondere Hofmeister und Lehrer.

Das erziehende Personal und die Art der Behandlung gefiel den beiden freiheitsliebenden jungen Livländern nicht. Der Major Alberti erschien ihnen, vielleicht nach Mittheilungen ihrer Kameraden, hämisch, falsch und rachsüchtig; der Hauptmann Stettin als ein einfältiger und eingebildeter Blondin; der Lieutenant Herrenschwald mit den Korporalen Meyerle und Ziegler führte in lustiger Weise die Aufsicht über Kleider, Wäsche und Geldkasse. Auch in der Nacht blieb in jedem Schlafsaal ein Officier zur Aufsicht, und am anderen Ende hatten zwei Unterofficiere ihre Schlafstätten. Ueberhaupt herrschte ein unglaublicher Zwang und quälende Beschränkung. Alle ankommenden und abgehenden Briefe wurden vom Intendanten, oft auch vom Herzoge selbst gelesen. So fühlten sie sich denn bald mit den übrigen grösseren

<sup>1)</sup> Vergl. Schillers begeisterte Feier ihres Geburtstages in einem Gedichte von 1778, worin es heisst: Ihr Anblick seelenvoll — ein Sonnenblick der Fluren, wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt. S. Palleske 141.

<sup>2)</sup> Palleske (79) nennt ihn einen wissenschaftlich gebildeten wohlthätigen Mann, den die Zöglinge aufrichtig liebten.

<sup>3)</sup> Nach Palleske (72) umfassten die beiden Abtheilungen der Eleven Studirende, Kunstbessene und jüngere Zöglinge bürgerlichen und adeligen Standes, ferner arme Kinder von Schauspielern und Tänzern, die auf Kosten des Herzogs erzogen wurden.

Zöglingen als Gefangene in Klostermauern, ohne Jemand als ihre tückischen Aufseher zu erblicken. Da sie als Fremde auch an Sonntagen nicht ihre Angehörigen in Gegenwart der Officiere sehen und sprechen konnten, was den Einheimischen zuweilen gestattet war, so fühlten sie sich schon in den ersten Wochen unglücklich, und nur die Lehrstunden oder das Krankenzimmer gewährten angenehme Erholung, weil da keine Officiere und Spione lauschten.

Der Unterricht war ein ganz vorzüglicher. Die Lehrer, fein gebildete, wohlwollende Männer, wussten in ihren freien akademischen Vorträgen die Aufmerksamkeit zu fesseln und durch Fragen das Verständniß zu erleichtern. Doch war es den Zöglingen nicht erlaubt, sich mit ihnen zu unterhalten. Friedrich Ungern-Sternberg hatte folgende Lehrer: Schott in der Geschichte, Abel in der Philosophie, Nast in den klassischen Alterthümern, Uriot in der französischen Sprache. Ausserdem nahm er Unterricht im Flötenspieler bei Schweizer, übte sich im Reiten, Fechten und Voltigieren und pflegte besonders die Zeichenkunst, in der er gute Fortschritte machte.

Die Tagesordnung war eine fest geregelte und wurde von den Aufsehern streng aufrecht erhalten. Ausser am Sonntage, an welchem alle zweimal die Kirche besuchen und die langweiligen Predigten des Dr. Cless anhören mussten, standen die Zöglinge Morgens um 7 Uhr <sup>1)</sup> auf und machten ihre Toilette. Die Kleider und Knöpfe hatte Jeder sorgfältig zu putzen, dann machte man sich mit Pomade Fettlocken und hängte einen kurzen Zopf an, wobei Einer dem Andern helfen musste, und warf sich in die blaue Uniform, mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, mit versilberten Knöpfen und Achselschnüren.

Auf ein gegebenes Zeichen versammelten sich Alle im Rangirsaale zur Musterung in Reihe und Glied, oft in Gegenwart des Herzogs, wobei jeder Knopf kritisirt und für Mängel in der Kleidung ein Billet gegeben wurde, auf dem der Fehler bemerkt war und das der Tadelnswerthe vor der Brust zur Schau tragen musste, damit der Intendant darnach die Strafe bestimmen konnte. Dann marschirten Alle in den Speisesaal, wo nach einem vorgeschriebenen Gebet ein Frühstück eingenommen wurde, bestehend aus einer Wassersuppe mit Brodscheiben oder einer Suppe von gebranntem (geröstetem) Mehl.

---

<sup>1)</sup> Nach Pallas um 6 Uhr, wahrscheinlich im Sommer.

Nach geendigten Lehrstunden um 12 Uhr wurde nochmals eine Revision im Rangirsaale angestellt, und dann ging es in den Speisesaal. Hier stellte sich ein Jeder auf Commando hinter einen Stuhl zum Gebet, das der Zögling, an welchem gerade die Reihe war, von einer niedrigen Kanzel aus nach vorgeschriebener Form vortragen musste. Auf nochmaliges Commando wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck musste die ganze Gesellschaft Platz genommen haben. Das Essen bestand aus Suppe, Rindfleisch und Gemüse, zum Dessert aus Obst, Backwerk und leichtem Landwein. Die Mahlzeit war im Ganzen ziemlich kärglich, auch waren mitunter Schaugerichte aufgestellt, denn der Herzog liebte es, vornehme Fremde im Speisesaale und zwischen den Tischen umher zu führen.

Beim Aufstehen vom Mittagessen wurde wieder auf Commando ein Dankgebet gehalten und dann begab sich die ganze Schaar in den Garten, wo eine Freistunde mit Spiel, Gartenarbeit, Gymnastik und Promeniren verbracht wurde. Bei schlechtem Wetter blieb man in den Schulzimmern oder in den Turnsälen, konnte sich auch mit Lesen und Briefschreiben beschäftigen, doch immer unter Aufsicht.

Um 2 Uhr begannen die Lehrstunden wieder und an dieselben schlossen sich die Vorbereitungen für den folgenden Tag. Gegen Abend wurde ein Spaziergang gemacht; die ganze Akademie wurde von Ober- und Unterofficieren von Stuttgart nach Canstadt wie eine Heerde auf die Weide getrieben; in die Stadt kam man niemals. Nach einem leichten Abendbrod mussten um 8 Uhr Alle zu Bett gehen; jede laute Unterhaltung im Schlafsaale war strenge verpönt, und es wurde visitirt, ob man wirklich schlafe. — So verging einförmig sklavisch ein Tag nach dem andern, und mit verbissenem Grimm und Ungeduld zählte Jeder die Stunden bis zur Befreiung.<sup>1)</sup>

Unter den Stubenkameraden schloss sich Friedrich Ungern-Sternberg vorzüglich an einen Grafen Grabiz, einen von der

---

<sup>1)</sup> Nach Palleske (S. 74) wurde das Commando zum Schlafengehen um 9 Uhr gegeben. Ueberhaupt ist mit dieser unbehaglichen Schilderung das zu vergleichen, was er S. 77 und 105 über die bei solcher gemeinschaftlichen Erziehung nothwendigen Ordnung und über die Lichtseiten des Instituts sagt, indem er, ohne die Schattenseiten zu leugnen, doch diese Schöpfung des Herzogs eine für ihre Zeit bewundernswerthe nennt. Auch würdigte Schiller später die Akademie nach ihrem vollen Werthe. S. Briefwechsel mit Körner III, 165.

Lühe, einen Massenbach und den Komiker Haug an; auch ein von Bock und zwei Poltorazkys standen ihm nahe. Die Unruhigsten im Saale waren die polnischen Grafen Jarazewsky, der Russe Talisin und der Engländer Harland, die auch mit Billets und Strafen reichlich bedacht wurden. Schillers Bekanntschaft machte er ebenfalls. Derselbe war im Januar 1781 aus der Akademie ausgetreten und verkehrte als Regimentsarzt noch häufig mit seinen früheren Stubengenossen.

Um sich die Langeweile der Nachtruhe zu vertreiben und für den Zwang am Tage sich zu entschädigen, benutzten die jungen Leute den gesunden Schlaf ihrer Wächter und versammelten sich um Mitternacht unter der mitten im Saale hängenden Lampe. Hier trösteten sie sich gegenseitig, theilten sich ihre Bemerkungen während des Laufes des Tages mit und schmiedeten Pläne zum Entkommen aus dem Gefängnisse, oder zu Possen und rachsüchtigen Neckereien ihrer Officiere. Auch heimliches Rauchen, Schnupfen und andere Sünden, d. h. eingeschmuggelte Würste oder Kringel, erhielten den Strengbewachten ihren guten Humor und die Geduld in Hoffnung besserer Zeiten. Die Entdeckung solcher Uebertretung zog allerdings ernste Strafen nach sich, doch blieben Friedrich und Aderkas von denselben verschont. Die Strafen bestanden ausser den Billets in privaten und öffentlichen Rügen und im Cariren, wobei der Straffällige hinter seinem Stuhle im Speisesaale stehend dem Mittagessen hungernd zusehen musste. Einsperrung im Karzer, Ruthenstreiche und Stockschläge kamen selten, Relegationen vielleicht nie vor.

Dagegen wurden den Zöglingen, die sich durch gutes Betragen und Fortschritte auszeichneten, Belohnungen ertheilt, nämlich silberne Medaillen mit dem Bildnisse des Herzogs, zuweilen von einem eigenhändigen Belobigungsschreiben begleitet. Hatte ein Schüler in einem Jahre für die acht verschiedenen Lehrfächer acht Preise erhalten, so wurde er mit dem kleinen akademischen Orden geziert, einem goldenen, braun emallirten Kreuze mit doppeltem Namenszuge des Herzogs. Diejenigen, welche auch im zweiten Jahre acht Preise erhielten, traten in den grossen Orden, durften das Kreuz am Halse und einen silbernen Stern auf der Brust tragen. Diese Ordensritter bildeten eine besondere Klasse der Cavaliere und hatten beim Mittagessen ihre Plätze an der runden Tafel in der Mitte des Saales. — Waren bei Vertheilung der Medaillen mehr Aspiranten als Preise, so mussten sie losen, was auch bei Friedrich Ungern-

Sternberg für seine Fortschritte im Französischen der Fall war, ohne dass der Preis ihm zu Theil geworden wäre. Dagegen erhielt er für seine Leistungen im Freizeichnen eine Medaille. — Auch war ihm die Ehre zu Theil geworden, einige Male an der herzoglichen Tafel zu speisen,<sup>1)</sup> doch war dieselbe mit vielem Zwang und der Pflicht bei Tafel lateinisch zu disputiren erkaufte.

Am Schlusse des Jahres wurde der Stiftungstag der Akademie, der 14. December 1770, feierlich begangen. Schon zu Ende des November begannen die grossen Examina und öffentlichen Prüfungen, bei denen den Eltern und Verwandten zu erscheinen gestattet war. Es wurden Reden eingeübt, Disputirübungen angestellt, Dramen und Gedichte gelernt und Urtheile über die Prüfungen gestellt. Zum Schlusse hielt der Herzog selbst eine Anrede an Lehrer und Schüler.

Der festliche Tag wurde theils in der Akademie, theils in dem weissen Saale des neuen Residenzschlosses begangen, wohin sich die Lehrer und Zöglinge, nachdem Vormittags eine kirchliche Feier stattgefunden, in Procession begaben. Der Herzog erschien mit zahlreichem Gefolge in der Uniform der akademischen Officiere; vor ihm stand eine lange Tafel, auf welcher die Orden und Preise lagen. Nachdem einer der Professoren eine Rede gehalten, las der Secretair die Namen der Zöglinge vor, denen Preise zuerkannt waren; der Intendant nahm den bestimmten Preis von der Tafel und überreichte ihn dem Herzog. Dieser liess den aufgerufenen Zögling zu sich herantreten, gab ihm den Preis mit einigen anerkennenden Worten, und wenn es ein Cavaliersohn war, küsste derselbe dem Fürsten die Hand; ein Bürgerlicher küsste ihm den Rock. Nachher wurden musikalische Productionen vorgetragen, und einer der Schüler sprach als Festredner über ein vom Herzoge selbst gestelltes Thema, welches gewöhnlich mit einer Apotheose des fürstlichen Mäcenat und seiner angebeteten Franziska endete — es waren, wie Friedrich Ungern-Sternberg sagt, auswendig gelernte Lobsprüche auf den Herzog und die Akademie, die mit stillen Verwünschungen hergesagt und angehört wurden. — Den Tag beschloss ein grosses Festmahl, an dem ausser der ganzen Akademie auch die Eltern der Schüler Theil zu nehmen aufgefordert wurden.

---

<sup>1)</sup> Gewöhnlich wurden der Reihe nach sechs Zöglinge hierzu ausersehen; die bürgerlichen Knaben speisten aber an einem besonderen Tische.

Nach dem Stiftungsfeste folgten grosse Lustbarkeiten, Feuerwerke und eine grosse Hasenjagd, ein sogenanntes Kesseltreiben; auch wurden die Zöglinge in die italienische Oper geführt und mussten Maskeraden anstellen. Ein Ballet wurde von Akademisten und Schülerinnen der ebenfalls von dem Herzoge gegründeten école de filles aufgeführt, und verursachte bei den sonst von allem weiblichen Umgange so entfernten jungen Leuten grosse Aufregung.

So ging das Jahr zu Ende und in dem Neubeginnenden Jahr 1782 das Sklavenleben noch länger zu dulden, schien Friedrich Ungern-Sternberg und seinem Leidensgenossen unmöglich. Er schrieb deshalb seinem Vater in Chiffren und bat ihn um Befreiung. Die Antwort, in welcher derselbe ihm verhiess, ihn nächstens durch ein Schreiben an die Vorgesetzten abzurufen, wurde unterschlagen. Da aber gleich Anfangs ihm in einem offenen Schreiben an den Intendanten die Erlaubniss ertheilt war, nöthigenfalls auch ohne specielle Genehmigung seiner Eltern die Akademie zu verlassen, so musste ihm nach mehreren Weigerungen und Chikanen gestattet werden, nebst Aderkas aus der Anstalt auszutreten.

Die Abschiedsaudienz beim Herzog fiel sehr frostig aus; er verbot ihnen sogar einen längeren Aufenthalt in Stuttgart und gestattete ihnen nicht, wie sie es wünschten, ihre Studien in Tübingen fortzusetzen. Beneidet von ihren Unglücksgefährten und mit vielen Briefen derselben, worin sie ihren Eltern ebenfalls um Erlösung anflehten, in den Taschen, nahmen sie herzlichen Abschied von ihren guten Lehrern und ihren Jugendfreunden. Am 19. Februar 1782 verliessen sie nach fünfmonatlichem Aufenthalte die Akademie und die Stadt, die sie kaum gesehen hatten. Der nahe Eintritt in die unbekannte Welt mit ihren Wundern und Herrlichkeiten machte sie im Gefühl der errungenen Unabhängigkeit und in der Vorahnung fröhlicher Tage sehr glücklich. Ohne Säumen eilten sie dem nächsten Ziele ihrer Sehnsucht, der Universität Erlangen zu.

Fast zwei Jahre brachten die Freunde in der freundlichen Musenstadt zu, grösstentheils mit ernstlichen, juristischen Studien unter Geiger und Schott beschäftigt. Doch auch Physik, Mathematik, Geschichte und deutsche Literatur zog Baron Ungern-Sternberg in den Kreis seiner Forschungen, und fand bei den Professoren Meusel, Esper, Breyer, Masius und deren Familien, die sich zu einem Theekränzchen zu versammeln pflegten, freundliche Aufnahme, Belehrung

und Unterhaltung. Sein Umgang war anfangs auf seine Landsleute beschränkt. Mit Aderkas wohnte er noch bis zum Ende des Jahres zusammen; ferner lernte er Langwitz und Böhthingk, Truhart und Gericke aus Riga kennen und machte auf einem Maskenballe in Nürnberg die Bekanntschaft der Gebrüder Baer.<sup>1)</sup>

Ausserdem wurde er mit deutschen Studenten theils beim Mittagstische, theils auf dem Fechtboden und auf kleinen Ausflügen in die lieblichen Thäler der fränkischen Berge bekannt, war ihnen bei Duellen als Secundant behülflich, gründete mit ihnen ein Liebhabertheater, auf welchem Julius von Tarent erträglich komisch aufgeführt wurde, und bewirthete sie öfter in einem vor dem Thore gemietheten Garten, wo er den Sommer über wohnte. So verging ihm die Zeit unter Studien und Kunstgenüssen schnell und heiter, nur machten ihm die Manichäer, die ihm zu manchen überflüssigen Ausgaben bereitwillig Geld vorstreckten, mitunter das Leben schwer, und die Ankunft eines Wechsels war daher eine frohe Begebenheit. Um ihn zu verkaufen, musste er nach Nürnberg fahren, kehrte zwar mit Rollen von Louisd'or und Laubthalern zurück, aber nach wenigen Tagen war von denselben nichts übrig, da die Gläubiger auf der Post die Anzeige des Wechsels erfahren hatten und sich schleunigst mit ihren Rechnungen einstellten. — In einer ähnlichen Geldverlegenheit gereichte ihm, da er in dem ersten Jahre an 800 Gulden verbraucht hatte, eine Sendung an Wäsche von seiner guten Mutter zu freudiger Ueberraschung, da sie ihm in einen Strumpf eine stattliche Rolle mit Dukaten eingenäht hatte.

In der Hoffnung auf Enthüllung wichtiger Geheimnisse trat er nach drei Prüfungswochen in den Freimaurerorden zu den drei Cedern, in dessen Loge ein Herr von Heer als Meister vom Stuhl präsidierte. Zwar sah er sich bald in seinen Erwartungen getäuscht, und die hohen moralischen Zwecke wurden ihm durch die Lebensweise mancher Ordensbrüder einigermassen verdächtig, besonders da bald nachher der Meister vom Stuhl Bankerott machte und der Secretair als notorischer Trunkenbold doch seine Stelle beibehielt. Bei dem damals herrschenden Unglauben gab dieser Eintritt, der seinem frommen Vater manche trübe Stunde bereitete, seiner ganzen Geistesrichtung eine neue Wendung, wodurch die religiösen Jugend-

---

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich Karl Heinrich, später Besitzer von Lassila, und Magnus Joh., Besitzer von Piep, später Landrath, † 1825 S. Dr. Karl Ernst v. Baer, Selbstbiographie, S. 35.

erinnerungen allmählich in den Hintergrund gedrängt wurden. Doch fand er, sowohl in Erlangen, als auch später in Wien und St. Petersburg, <sup>1)</sup> unter den Mitgliedern viele hochgebildete und bedeutende Männer, mit denen der Verkehr ihm vielfach Genuss und Unterstützung gewährte.

In Erlangen residirte damals die Wittve des Markgrafen Friedrich Christian († 1769) von Bayreuth mit einem Hofmarschall und zwei ältlichen Hofdamen in dem alterthümlichen Schlosse, dessen reizender Garten mit seinen schattigen Lauben und langen Alleen dem Publikum die angenehmsten Spaziergänge darbot. Durch einige bekannte adelige Studenten wurde Baron Ungern-Sternberg bei ihr eingeführt, und die Bekanntschaft mit diesem eigenthümlichen Duodezhofe machte ihm zuerst viel Vergnügen, besonders da er hier eine gute Gelegenheit fand, den feineren Gesellschaftston in deutscher und französischer Sprache, der leicht im Umgange mit Studenten verloren geht, kennen und üben zu lernen. Die Markgräfin, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, an welche Herkunft schon ihre lange Nase erinnerte, war eine noch immer schöne Frau von etwa 50 Jahren. Bei allem fürstlichen Familienstolze benahm sie sich gegen Jedermann höflich und zuvorkommend; gegen Baron Ungern-Sternberg war sie besonders aufmerksam und herablassend, so dass er bei der Tafel und in ihrer Theaterloge beständig den Ehrenplatz an ihrer Seite einnehmen durfte. Doch verursachte die steife Etiquette, verbunden mit den ausgedehntesten Präensionen, manchen Verdruss und viele Langeweile. Die Neckereien der bürgerlichen Studenten, denen kein Zutritt gewährt wurde, noch mehr aber der Aufwand an Zeit und Geld für Kleidung und Spiel machten nach und nach diese Besuche lästig. Zuletzt wurden die Einladungen, da sie sich fast täglich

---

<sup>1)</sup> Er wurde am 21. November 1812 in St. Petersburg in den sechsten und siebenten Grad durch den Wirklichen Staatsrath Johann von Böber recipirt, der ihm eine vollständige Erklärung aller Geheimnisse des Ordens gewährte, welche ihn freilich sehr wenig befriedigte. Hiedurch trat er als Mitglied in die grosse Loge Astraea ein und wurde auch Ehrenmitglied der Loge Peter zur Wahrheit im Orient zu St. Petersburg. Bei seiner Rückkehr nach Reval wurde er im April 1813 Meister vom Stuhl der Loge Isis vom Orient zu Reval, welche am 12. October 1773 gegründet, nachher wieder eingegangen und am 21. März 1812 feierlich wieder eröffnet war. Zugeordnet waren ihm Christian Heinrich von Riesemann, Gouvernements-Procureur, als Gehülfe, und Adam Christoph Joh. Hoeppener, Manngerichtssecretair, als Secretair. S. Tableau general de la grande loge Astrée à l'Orient de St. Petersbourg. S. 49.

wiederholten, für seine Studien und seine Geldmittel so nachtheilig, dass er die Besuche ganz aufgeben musste und später nur noch zuweilen an Sonntagen sich bei ihr einfand.

Wahrscheinlich durch die Markgräfin veranlasst, wurde ihm ein eigenthümlicher Antrag gemacht, nämlich der einer Vermählung mit der Wittve des Fürsten von Waldeck, wodurch ihm eine Rittmeisterstelle und eine Mitgift von 20,000 Thaler in Aussicht gestellt wurde. Doch konnte er sich nicht entschliessen, schon so früh die goldene Freiheit einer noch so glänzenden gesellschaftlichen Stellung zu opfern, und lehnte die Vorschläge höflich aber bestimmt ab.

Etwa zwei Jahre hatte Baron Ungern-Sternberg unausgesetzt den Wissenschaften obgelegen, nur unterbrochen durch eine Reise, die eigentlich in die Schweiz gehen sollte, aber aus Mangel an Reisemitteln schon in Ulm ihr Ende fand. Jetzt nahte die Stunde des Abschieds von der ihm so lieb gewordenen Musenstadt. Die letzte Nacht brachte er mit seinen Landsleuten Truhart, Langwitz und Böthlingk bei den Gebrüdern Baer zu, und von ihnen bis zum nächsten Dorfe begleitet, verliess er am 28. April 1784 Erlangen, um sich auf einem Umwege über Leipzig, Dresden und Herrnhut nach Wien zu begeben, wo er am 18. Juni anlangte.

Hier beflissigte er sich mit Eifer und Freude besonders der Zeichenkunst, seiner alten Liebhaberei, und liess sich in die Malergesellschaft auf dem Belvedere einschreiben. Unter den guten, gefälligen und immer heiteren Künstlern verlebte er glückliche Tage, machte auch Bekanntschaft mit dem witzigen Jesuiten und Buchhändler Blumauer, dem Dichter der Aeneide, und dem Hoftheaterintendanten Alxinger, die ihn in die Loge zur wahren Eintracht einführten und ihm manchen fröhlichen Abend bereiteten. An seiner Staffelei überraschte ihn einst der Kaiser Joseph, der mit seinem Bruder Leopold einen Gang durch das Belvedere machte, richtete einige Fragen über Herkunft und Beschäftigung an ihn und machte ihm Bemerkungen über den Mangel der vorgeschriebenen Frisur-Perrücke und des Zopfes und lorgnettirte seinen etwas vernachlässigten Anzug, wurde aber sehr artig, als er erfuhr, dass er russischer Unterthan und nur Liebhaber der Kunst sei.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Wien trat er dann, begleitet von seinem Freunde Engelhardt, <sup>1)</sup> eine Reise über

<sup>1)</sup> Karl Wilhelm von Engelhardt auf Koddasem, geb. 1765, † 1806.

Salzburg nach München an, wagte aber Stuttgart nur unter erborgtem Namen zu betreten. In Mannheim besuchte er Schiller und erneuerte die Bekanntschaft mit ihm; dann verbrachte er bei seinem Oheim Christlieb in Neu-Wied acht Tage, die ihm durch Ausflüge in die herrliche Umgebung und durch interessante Bekanntschaften unter den frommen Gliedern der Brüdergemeinde sehr angenehm vergingen.

Die Rückreise von Lübeck aus wurde durch einen heftigen Sturm gefährdet, doch langte das Schiff am 3. November 1784 glücklich im Hafen von Reval an. Sein Vater holte ihn selbst nach Linden ab, wo er nach mehr als dreijähriger Abwesenheit die reinsten Freuden des Wiedersehens genoss.

Schon im Februar 1785 trat Baron Ungern-Sternberg als Actuar beim Oberlandgericht in die Dienste des Landes, wurde 1786 Ritterschaftssecretair und 1787 zugleich Secretair des Oberlandgerichts. Von der Regierung wurde er 1795 zum Rath des Criminalgerichts ernannt, welches Amt er 1795 niederlegte, da seine Verhältnisse eine öftere und längere Abwesenheit von Reval erforderlich machten.

Ungeachtet er so vielfach beschäftigt war, blieb ihm doch Zeit zu künstlerischen und geselligen Genüssen. Durch Aug. Kotzebue's Uebersiedelung nach Reval wurde in dem ganzen Leben der höheren Stände, das sich bisher in althergebrachten steifen Formen bewegt hatte, ein freierer, wenn auch mitunter leichtfertiger Ton eingeführt, und Interesse für Literatur und Kunst, namentlich für Musik und Drama geweckt. Baron Ungern-Sternberg, der Kotzebue 1787 kennen lernte, fühlte sich lebhaft von ihm angezogen und schloss ein enges Freundschaftsbündniss mit ihm, das ungestört bis an ihr Lebensende dauerte. An dem Liebhabertheater, an Concerten und Lesekränzchen, deren Seele Kotzebue war, nahm er regen Antheil, was ihm vielfach geistigen Genuss gewährte.

Die durch Kotzebue angeregte Liebe zu dramatischen Vorstellungen führte zu der Gründung eines eigenen Theaters in Reval, zu dessen Bau und Unterhaltung auch die Ritterschaft beitrug, und welches endlich 1809 mit einem Prolog von Kotzebue eröffnet wurde. Zu den Directoren desselben gehörte auch Friedrich Baron Ungern-Sternberg, doch trat er 1812 ganz davon zurück. Mit Kotzebue aber blieb er auch nach dessen Abreise nach Deutschland in beständigem Verkehr.

Durch den Umgang mit zwei tüchtigen Malern, Lowe und Wette, wieder an seine früheren Kunstübungen und Studien er-

innert, begann Baron Ungern - Sternberg Versuche im Portrairen und in Genrebildern zu machen, die so gut ausfielen, dass er bald allgemein bekannt und beliebt wurde, und sich bei seinem beschränkten Vermögen eine erfreuliche Einnahmequelle eröffnete. Als am 2. Mai 1790 die schwedische Flotte unter Herzog Karl von Südermanland den Admiral Tschitschagow angriff, beobachtete Baron Ungern-Sternberg den Kampf und den Sieg der Russen aus dem Engelhardtschen Hause auf dem Dom (jetzt Herrn von Helfreich auf Purgell gehörig) in allen Einzelheiten und malte eine Darstellung der Schlacht auf einen Fächer, den der Graf Bestorffko der Kaiserin übrerrichte. Die Monarchin nahm das Kunstwerk gnädig auf und sandte dem Verfertiger durch einen besonderen Courier eine goldene, emallirte und mit Brillanten besetzte, durch ein Medaillon gezierte Dose. Zugleich wurde er von seinen Gönnern aufgefordert, die günstige Stimmung des Hofes zu benutzen und sich um eine einträgliche Stelle zu bewerben. Zwar folgte er diesem Winke und bat um das Amt eines Legationsraths bei einer Gesandtschaft, am Liebsten in Italien, doch fand sich nicht gerade eine Gelegenheit zur Erfüllung seiner Wünsche, und später waren seine Leistungen vergessen.

Des Junggesellenlebens überdrüssig, dachte er jetzt ernstlich daran, zu heirathen. Eine Jugendliebe, die ihn schon als achtzehnjährigen Jüngling zu einer Verlobung ohne Wissen seiner Eltern verleitet hatte, war durch die lange Abwesenheit im Auslande von beiden Seiten erkaltet; ein abenteuerlicher Plan, die jugendliche Gattin eines alten Generals zu entführen, wurde auf Kotzebue's Rath als unausführbar und compromittirend aufgegeben. Auf seine Bewerbung erhielt er von seiner Geliebten, Karoline Amalie, Reichsgräfin Manteuffel, Tochter des Obristlieutenants Karl Reinhold Graf Manteuffel auf Meks, das Jawort und wurde mit ihr 1792 am 11. Juni in der Pfarrkirche zu Kegel still getraut. Mit ihr zog er in das neu erworbene Haus in der Vorstadt von Reval; später begleitete sie ihn nach Putkas, Dorpat und Noistfer und stand ihm bei allen freudigen und trüben Erfahrungen als treue liebende Gattin und sorgsame Mutter ihrer Kinder zur Seite.

Bei seiner Vorliebe für das Landleben liess er sich leicht bewegen, mit dem Vermögen seiner Frau (30,000 Rubel Silber) von Graf Stenbock das Gut Putkas nebst Ahdma auf Dagö für 68,000 Rubel zu pfänden. Doch trat er es 1797 gegen Linden an seinen Oheim Christian Renatus ab und verkaufte Ahdma an

Gustav Aderkas, so dass er Linden schuldenfrei besass. Doch verkaufte er es 1802 an Graf Stenbock, erwarb erst Tilsit bei Werro und 1805 Noistfer, welches später in die Hände seines Brudersohnes Wilhelm überging, der 1868 als Landrath starb.

Unter der Regierung des Kaisers Paul eröffnete sich für Baron Ungern-Sternberg eine Aussicht, die, seiner Bildung angemessen, ihn zugleich in angenehme, wissenschaftlich anregende Verhältnisse zu führen verhieß. Die in Dorpat von König Gustav Adolf 1630 gegründete Universität nämlich war 1656 nebst der ganzen Stadt zerstört worden. Dem Bedürfnisse seiner Unterthanen nach Unterweisung Rechnung tragend, ordnete Karl XI. eine Restitution an und liess von 1669 bis 1671 Beiträge von den Ritterschaften in Est-, Liv- und Ingermanland zunächst für die Akademie zu Pernau zahlen, an der 17 Jahre gebaut wurde, bis sich der König endlich wieder für Dorpat entschied. So wurde denn 1690 die Universität Dorpat wieder eröffnet, aber 1699 nach Pernau verlegt, wo sie während des nordischen Krieges kümmerlich ihr Dasein fristete und 1710 gänzlich einging. Zwar war in der Capitulation mit der livländischen Ritterschaft die erbetene Erhaltung der Universität vom Kaiser zugesichert, doch war das entvölkerte Land kaum vermögend, die Kosten aufzubringen, und es verging fast ein Jahrhundert, ehe durch Kaiserliche Munificenz diese Bildungsanstalt aufs Neue ins Leben treten konnte. Die Vorbereitungen dazu begannen mit dem letzten Jahre des Jahrhunderts.

Schon im Jahre 1799 wollte die livländische Ritterschaft einen ausserordentlichen allgemeinen Landtag halten, um Mittel zur Einrichtung der in Dorpat fundirten protestantischen Universität ausfindig zu machen. Doch fand Se. Majestät diese Massregel nicht nothwendig und befahl durch den Geheimen Rath Neplujew dem livländischen Landrathscollegio, den Landtag abzuschreiben.<sup>1)</sup>

In Reval kam auf Anlass der vom Kaiser genehmigten Vorschläge die Commission zum ersten Mal am 10. Juli 1800 wegen der Gründung einer Landesuniversität zusammen, und Friedrich Baron Ungern-Sternberg wurde zum Vicecurator derselben ernannt; doch sollte er erst nach der Eröffnung der Anstalt in Function und Gage treten.

---

<sup>1)</sup> S. das Schreiben des Civilgouverneurs von Liv- und Estland, Wirklichen Geheimen Raths L. v. Nagel vom 18. Aug. 1799. Nr. 878 im Livländischen Ritterschafts-Archiv.

Nach langen Verhandlungen in Dorpat wurde gegen die Wünsche der Estländer auf Kaiserlichen Befehl vom 25. December 1800 die Verlegung der Universität nach Mitau beschlossen, wo das alte herzogliche Schloss treffliche Räume darbot, und am Gymnasio illustri tüchtige Professoren sich fanden, die als Universitätslehrer eintreten konnten. Die Commission begab sich dahin, Friedrich Baron Ungern - Sternberg mit dem geheimen Auftrage, die Sache möglichst in die Länge zu ziehen, weil man noch immer auf eine Aenderung des Kaiserlichen Befehls zu Gunsten von Dorpat hoffte. Am 13. März 1801 versammelte sich zuerst der Universitätsrath, an dem zehn Professoren von Mitau theilnahmen. Zum Prorector wurde der Professor Groschke designirt, und die Eröffnung der Anstalt auf den 29. Juni festgesetzt.

Ueberraschend ging schon am folgenden Tage, als eben die Gebäude und das gesammte Inventar dem Universitätsrathe übergeben waren, die erschütternde Nachricht ein, dass Kaiser Paul am 12. März plötzlich gestorben sei. Der neue Kaiser Alexander I. bestimmte am 12. April 1801 Dorpat, als in der Mitte der Ostseeprovinzen gelegen, zur Stätte der künftigen Alma mater. Am 21. April 1802 fand demgemäss die feierliche Eröffnung durch den Curator Grafen Manteuffel statt, bei welcher der Prorector J. Ph. G. Ewers die Inaugurationsrede hielt und 19 Studenten <sup>1)</sup> immatriculirt wurden. Am 1. Mai begannen die Vorlesungen in dem Auditorio im Hause des Herrn von Bock.

Bald nachher, am 22. Mai, besuchte der Kaiser seine neue Stiftung, von Professor G. F. Parrot durch eine französische Anrede begrüsst. Gegen alle bei der neuen Lehranstalt Betheiligte bewies sich Se. Majestät sehr gnädig, versprach die Hochschule selbst unter Seinen besonderen Schutz zu nehmen und bestätigte mündlich den Statutenentwurf. Doch bemühten sich einige Professoren, besonders Georg Friedrich von Parrot, <sup>2)</sup> der Verwaltung eine freiere Richtung zu geben und sie, wie es in Deutschland Gebrauch war, dem Professorenconseil zuzuwenden, nachdem sämmtliche Lehranstalten des Reichs dem am 8. September 1802 gegründeten Ministerio der Volksaufklärung untergeordnet waren.

<sup>1)</sup> Unter ihnen Franz Baron Ungern - Sternberg († 1868). Friedr. Baron Ungern - Sternbergs Bruder Otto († 1861) wurde zum Syndicus der Universität ernannt.

<sup>2)</sup> Geboren 1775 in Mümpelgard, † 1852. S. Böse, Nachtrag zum Schriftstellerlexikon II, 91.

Die nach diesen neuen Grundlagen umgearbeiteten Statuten wurden durch Professor Parrot Sr. Majestät vorgelegt und von dem Kaiser am 12. December 1802 durch seine Namensunterschrift bestätigt, daher dieser Tag seitdem als Stiftungstag betrachtet und gefeiert worden ist.<sup>1)</sup>

So heilsam diese Veränderung im Allgemeinen für die Entwicklung und das Gedeihen der baltischen Hochschule gewesen ist, für Friedrich Baron Ungern - Sternberg wurde sie verhängnissvoll und eine Quelle fast ununterbrochener Verlegenheiten. Erst am 30. Januar 1802 hatte er sein Amt als Vicecurator angetreten und am 11. Februar seine Instruction empfangen. Deshalb hatte er Linden verkauft und seine Familie abgeholt, mit welcher er ganz nach Dorpat übersiedelte, wo er ein Haus gekauft und mit nicht geringen Unkosten eingerichtet hatte. Nach dem neuen Statut ging die Stelle eines Vicecurators ganz ein, was ihm am 22. December mitgetheilt wurde. Zwar machte man 1803 den Vorschlag, dass er als Curator für Estland mit dem Charakter eines Staatsraths bei der Universität bleiben solle; doch erhielt derselbe nicht die Kaiserliche Bestätigung. Endlich erhielt er nach langen unerquicklichen Verhandlungen 1803 am 20. August seine vollständige Entlassung als Hofrath mit 1000 Rubel Banco Pension, worauf er nach Tilsit und 1806 nach Noistfer zog.

Während seines Aufenthalts auf dem Lande nahm Baron Ungern - Sternberg an der Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse lebhaft Antheil, beförderte die Volksschulen und versammelte jährlich die Bauerkinder zum Examen, nach dessen Ergebniss sie mit Prämien, Katechismen und Weissbrod beschenkt wurden. Schon in Tilsit war er 1804 Kirchspielsrichter für die drei Pfarreien Pölwe, Rappin und Wendau gewesen, wofür ihm zur Besoldung eines Schreibers 1 Rubel Silber für jeden Haken Landes (zusammen etwa 400 Rubel Silber) bewilligt war, und 1806 wurde er zum Kirchspielsrichter für St. Petri und St. Annen erwählt. Die Frage über die künftige Stellung des Landvolks wurde mit den Nachbarn und auf Zusammenkünften in Reval eifrig discutirt, und Baron Ungern-Sternberg, der seit 1808 Mitglied der Oberverwaltung der Mittelinstanz war, wurde 1810 am 8. März fast einstimmig zum

<sup>1)</sup> S. das erste Jubelfest der Universität Dorpat 1827, worin die Geschichte der Universität von Dr. Joh. Philipp Gustav von Ewers (S. 19—44) enthalten ist.

Landrath und bald nachher zum Mitgliede der Commission für Bauerangelegenheiten erwählt, in welcher Function er schon am 23. Juni 1810 mit Iwan von Brevern auf Kostifer als Deputirter der Ritterschaft nach St. Petersburg geschickt wurde. Schon im September desselben Jahres reiste er wieder mit den Landräthen Hermann Ludwig von Löwenstern und Jakob Georg Berg dahin ab, um zu dem Jubiläum der Uebergabe Estlands an Russland im Namen der Ritterschaft die unterthänigsten Glückwünsche darzubringen. Die Deputirten wurden Ihren Majestäten dem Kaiser, der Kaiserin und der Kaiserin - Mutter vorgestellt und zur Kaiserlichen Tafel geladen.')

Auch späterhin hatte er öfter die Interessen der Provinz bei der Regierung zu vertreten, weshalb er fast zwanzig Mal auf den damals noch ungebahnten Wegen nach St. Petersburg reiste, und namentlich suchte er 1811 als Mitglied des ritterschaftlichen Finanzausschusses eine Fixirung des Courses zu bewirken, damit der weiteren Entwerthung des Papiergeldes entgegengearbeitet und der Silber-Rubel etwa zu 2 Rubel Banco-Assignation berechnet werde; doch wurde dieser Zweck nicht erreicht.

Beim Beginn der französischen Invasion wurde er mit wichtigen Papieren von der Ritterschaft zum Kaiser geschickt, der sich damals in Wilna aufhielt. Da aber die französische Armee schon am 12. Juni 1812 den Niemen an vier Stellen überschritten hatte, wäre er fast mit seinem Begleiter, dem Adjutanten des Fürsten Wittgenstein, Major Jergolsky, mitten unter die Feinde gerathen, musste daher nach vielen überstandenen Gefahren nach Riga zurückkehren und die Depeschen an den Kaiser, der Wilna verlassen hatte, schriftlich gelangen lassen.

Noch während der Kriegsunruhen siedelte er, um seinen Landesposten besser vorstehen zu können, ganz nach Reval über, was ihm bei den so schwierigen Geldverhältnissen neue Opfer auferlegte, da der Verkauf von Noistfer nicht zu Stande gekommen war. Wie für alle Bildungsanstalten, so interessirte sich Landrath Ungern-Sternberg auch für die Domschule, zu deren Curator er schon 1811 gewählt wurde. Zwei seiner Söhne vertraute er ihr an und schenkte der Anstalt seine treffliche, zum Theil schon von seinem Vater angelegte, Mineraliensammlung.

---

1) S. „Inland“ 1836 Nr. 38, S. 625 ff.

Obgleich vielfach beschäftigt, wusste doch Landrath Ungern-Sternberg auf seinem Gut zu landwirthschaftlichen Arbeiten und zur Pflege seines Gartens, in der Stadt zu geselligem Verkehr und zu literarischen Ausarbeitungen Musse zu finden. Nach einer Reise nach Moskau, wohin er seine Söhne in die Pension des Propstes Heideke gebracht hatte, verfasste er 1808 eine Beschreibung derselben: „Der Spaziergang nach Moskau“, welche der Buchhändler Kummer in Leipzig auf Kotzebue's Empfehlung in Verlag nahm und 1810 drucken liess. Auch war er Mitarbeiter an Kotzebue's Zeitschrift: „Geist der Journale“, die in Reval vom Juli bis zum December 1809 erschien, aber aus Mangel an Abonnenten einging.

Die letzten Lebensjahre <sup>1)</sup> verbrachte der alternde Landrath meistens in Reval und schloss am 6. Januar 1825 sein wechselvolles Leben.

Ihm wurden im Ganzen 7 Söhne und 5 Töchter geboren, doch starben 4 seiner Kinder schon in früher Jugend.

Der jüngste Sohn Alexander, geb. am 10. April 1806, als Schriftsteller Al. von Sternberg genannt, ist der literarischen Welt durch zahlreiche Novellen und Romane bekannt geworden. Wenn er auch nicht als schöpferischer Genius anerkannt werden darf, so hat er doch als feiner Beobachter, besonders des geselligen Lebens der vornehmen Welt und als gewandter, geistreicher und witziger Erzähler ein bedeutendes und glänzendes Talent kund gegeben, welches ihm eine Zeit lang die Gunst des Publikums in hohem Grade erwarb. Jetzt sind, vielleicht mit Ausnahme der Erzählung: „Die Zerrissenen“, seine Werke fast vollständig vergessen, obgleich sie als Sittengemälde ihrer Zeit zum Theil historischen Werth behalten werden. — Er war 1830 ganz nach Deutschland übersiedelt, lebte in Dresden, Mannheim und Berlin, und starb in Berlin 1865, ohne Kinder zu hinterlassen.

---

<sup>1)</sup> Da das Tagebuch 1813 schliesst, so sind die Nachrichten über die spätere Zeit sehr fragmentarisch.

## Zwei Reden,

gehalten zur 50jährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Birkenruh.

---

### 1. Rede des Directors Albert Löffler.

Hochgeehrte Festversammlung!

Es sind soeben unserer Anstalt so viel Worte der Liebe und der Anerkennung ausgesprochen worden, dass wir, die jetzige Generation, sie nur mit tiefer Beschämung entgegennehmen können. Denn wenn unsere Anstalt auch jetzt noch tüchtige Resultate erzielt, so haben wir uns nur den geringeren Theil des Verdienstes zuzuschreiben; denn wir bauen nur auf dem Fundamente fort, das er, der Stifter dieser Schule, gelegt. Ihm hat Gott es in seinem unerforschlichen Rathschlusse nicht mehr vergönnt, diesen Tag, den Tag des 50jährigen Bestehens seiner Schöpfung, zu feiern. Er weilt nicht mehr unter uns, nur sein Geist umschwebt uns in dieser Stunde; aber nicht ist deswegen sein Name verklungen, noch strahlt er als ein heller Stern an unserem heimischen Himmel und wird noch fernerhin strahlen und nicht untergehen, so lange in unserem Lande noch eine Generation lebt, die ebenso pietätvoll das Andenken an ihre grossen Männer in treuem Herzen bewahrt, als es die jetzige thut, wie uns der heutige Tag zeigt.

Nur sie, seine treue Gattin und Gehilfin, die vom Beginne seiner Amtsthätigkeit an, zuerst in Alt-Wrangelshof, sodann hier, ihm zur Seite gestanden hat, die alle Sorgen und Mühen seines schweren und verantwortungsvollen Berufes freudig mit ihm getragen hat, ihr allein ist es beschieden diesen Tag inmitten ihrer Kinder und früheren Zöglinge zu erleben. Ihr gilt daher auch in

erster Linie unser heutiges Fest, auch sie hat Antheil an den uns soeben in so überaus reichem Maasse mitgetheilten Beweisen der Liebe und Anerkennung. Ich handle deshalb auch nur in ihrem Sinne, wenn ich mit meinem Danke zugleich auch dem ihrigen Worte verleihe.

Und so empfangen Sie unseren aufrichtigen Dank für alle Beweise der Theilnahme, wie sie in dem so werthvollen Geschenke für unsern Lehrer - Pensionsfond, sowie in Wort und Schrift ausgesprochen worden sind. Sie werden uns allen ein Sporn sein, unverdrossen auf dem bisherigen Pfade fortzuschreiten, unbeirrt an den bisherigen, in den 50 Jahren ihrer Anwendung erprobten Principien festzuhalten, und den Muth nicht sinken zu lassen, wenn auch dazwischen die Stürme des Lebens über uns hereinbrausen.

Und Gott der Allmächtige wolle uns auch fernerhin seinen Schutz und seinen Segen nicht versagen, damit hier ein starkes, charakterfestes Geschlecht herangebildet werde, das nach dem Vorbilde seines dahingeshiedenen Lehrers unerschrocken für Wahrheit und Recht einsteht, und durch keinerlei Einflüsse von Aussen seiner innersten Ueberzeugung ungetreu werden möge.

Haben wir nun so Veranlassung Gott zu danken für alle Güte, die er uns bisher und auch wiederum heute so reichlich hat zu Theil werden lassen, so ist doch ein Tag, wie der heutige, nichts weniger als dazu angethan, uns auf unsern Lorbeeren behaglich ausruhen zu lassen. Liegt doch neben dem grünen Lorbeerblatt manches verdorrte Reis und manches halbwelke Blatt, mischt sich doch in den Becher der Freude so mancher bittere Tropfen, steht uns doch unsere Aufgabe als eine so ernste und verantwortungsvolle vor Augen, dass der heutige Tag für die Anstalt eine Aufforderung zu aufrichtiger Einkehr wird, sich wiederholt ihre Aufgabe klar zu machen, wiederholt den Geist, der das Ganze des Unterrichts und der Erziehung durchdringt, einer ernsten Prüfung zu unterwerfen, die Ursachen des Misslingens so mancher wohlgemeinten Absicht zu erforschen, die Weisheit zu suchen, die in unserem Berufe so nothwendig ist.

Es kann nicht meine Absicht sein, über Alles dieses heute zu Ihnen, v. A., zu reden, möge es mir erlaubt sein, Ihnen einige Schwierigkeiten vor Augen zu stellen, welche dem erfolgreichen Gedeihen unserer Arbeit so oft in den Weg treten.

Eine Privatschule hat in ihrer Stellung das eigenthümliche, sie von der öffentlichen Schule unterscheidende, dass in ihr nicht

der Unterricht das überwiegende ist, sondern dass auf gleicher Stufe mit diesem die Erziehung steht. Die Schüler sind nicht nur während der Unterrichtsstunden in unserer Nähe und Pflege, sondern wir haben sie immer um uns, das elterliche Haus hat seine Rechte auf die Kinder für die gesammte Erziehung an uns abgetreten. Die Privatschule hat offenbar in dieser Stellung grosse Vortheile vor der öffentlichen Schule, sie kann auf die ihr Anbefohlenen in viel höherem Maasse einwirken als jene, durch die Mittel der Seelsorge, der Zucht und Gewöhnung; aber eben damit ist ihre Aufgabe auch eine viel schwierigere geworden, und diese Schwierigkeit vergrössert sich noch, wenn man Folgendes bedenkt. Soll die Privatanstalt auch die erziehende Thätigkeit des Hauses übernehmen, also die Familie ersetzen, so kann sie dies nur bei einem sehr beschränkten Umfange; erweitert sie sich, so reichen die patriarchalischen Formen des einfachen Familienlebens nicht mehr aus, es müssen künstliche Ordnungen und Einrichtungen geschaffen werden, es bildet sich eine Art kleinen Staates, der statt der einfachen Sitte durch ein bestimmt formulirtes Gesetz in Ordnung und Gang erhalten wird. So ist der einzelne Zögling dem leitenden Familienhaupte ferner gerückt, als dies in der wirklichen Familie der Fall ist, wenn auch nicht so ferne, dass nicht die persönliche Einwirkung desselben einen weiten Raum hätte, wozu noch das kommt, dass die an der Anstalt wirkenden Lehrkräfte auch an der erziehenden Thätigkeit derselben einen bedeutenden Antheil haben. Wenn diese in der Natur der Dinge liegenden Schwierigkeiten von der Art sind, dass in manchen Stücken die erziehende Einwirkung auf die Pflegebefohlenen nicht in dem Grade stattfinden kann, als zu wünschen wäre, so kommen hiezu noch andere, nicht in der Natur der Dinge liegende Hindernisse, denen es zum grossen Theile zuzuschreiben ist, wenn unsere Wirksamkeit nicht unseren Absichten entspricht, Hindernisse, welche wir wegzuräumen und unschädlich zu machen nicht im Stande sind. Ich rede hier nicht von der in jedem Herzen, also auch in dem unserer Zöglinge liegenden natürlichen Neigung zum Bösen, dem gemeinsamen Feinde alles göttlichen Wesens, nicht von der menschlichen Schwäche, die beim besten Willen auch dem Lehrer und Erzieher anklebt, nicht von den Stunden der Ermattung im Eifer, des Missmuths, manchmal sogar der Verzweiflung an allem Gelingen. Ich will von einigen andern Dingen reden, und was ich darüber zu sagen habe, in die Form des Wunsches, des be-

rechtigten Wunsches kleiden, welchen eine Privatanstalt an die Familie, die ihre Kinder derselben zur Erziehung übergibt, und an den weiteren Kreis der Gesellschaft machen darf.

Es ist, v. A., ohne Zweifel eine Sache des Vertrauens, wenn Eltern ihre Kinder unsern Händen übergeben, Vertrauen in unsern guten Willen, in unsere Fähigkeit, in den Geist und die Grundsätze, die unsere Anstalt regieren. So müssen wir wenigstens die Sache ansehen. Ebenso unzweifelhaft ist es aber auch, dass, wenn dieses Vertrauen gerechtfertigt werden soll, der Geist unserer Anstalt nicht durch einen fremdartigen Geist durchkreuzt werden darf, dass demnach Familie und Schule sich die Hand bieten sollen, um das gemeinsame Werk in gemeinsamem Sinne zu fördern, so dass nicht, was die eine baut, die andere wieder einreißt. Ist ja dieses doch fast das schlimmste, was einem Kinde begegnen kann: hin- und hergeworfen zu werden von ganz entgegengesetzten Mächten, bald auf der einen Seite sich festzuwurzeln, dann wieder losgerissen zu werden hinüber auf eine andere, bald hier unter der Zucht strenger Ordnung zu stehen, bald dort diese Ordnung als unnütz oder gar schädlich betrachtet zu sehen. Fürwahr wir können ein Kind nur bedauern, das so zum Spielball entgegengesetzter Principien gemacht wird. Woher soll ihm die nöthige Sicherheit seines inneren Wesens kommen, woher die Festigkeit des Charakters, woher auch nur das Vertrauen in die Anstalt, das doch die erste Bedingung eines gedeihlichen Wirkens derselben ist? Nirgends ist ein einmüthiges Zusammenwirken mehr nöthig, als da, wo es darauf ankommt, einem jungen Herzen die Bahn anzuweisen, die seine Richtung für's ganze Leben entscheidet. Dies kann nur der als eine Sache von untergeordneter oder gar keiner Bedeutung ansehen, der überhaupt vom menschlichen Leben und von der Stellung des Einzelnen in demselben eine geringe Meinung hat, der von dem himmlischen Berufe des Menschen nichts wissen will, der darum auch jedes Hinweisen eines jugendlichen Herzens zu einer ernsten Lebensanschauung für Thorheit oder Rigorismus hält.

Das erste, was wir in Betreff derer, die unseren Händen übergeben werden, wünschen würden, ist dies, dass sie einen religiösen Sinn in die Anstalt schon mitbringen. Ich unterlasse es hier des Weiteren auszuführen, wie Religiosität das Element ist, in welchem überhaupt nur ein gesundes geistiges Leben gedeihen kann, und wie wichtig es für das Leben des reifen Mannes ist, seine Wirksamkeit im Lichte einer höheren Bestimmung zu be-

trachten, wie nothwendig es daher sei, die religiöse Betrachtungsweise der Dinge sich schon frühe anzueignen; ich versuche nur in wenigen Zügen darzustellen, von welcher Bedeutung für den unmittelbaren Zweck der Schule es sei, wenn ein Kind von frühe an schon gewöhnt worden ist, Gott vor Augen und im Herzen zu haben. Oder müsste es nicht die grösste Lust sein, einen Knaben zu erziehen und zu unterrichten, dessen Seele schon durchdrungen ist von dem Gedanken an den Gott im Himmel, der die Menschen liebt und ihnen täglich und stündlich Beweise seiner Freundlichkeit gibt, der die Blumen auf dem Felde kleidet, und dem der geringste Wurm nicht zu gering ist für seine Fürsorge; einen Knaben, der es schon als eine von diesem Gott kommende Wohlthat ansehen gelernt hat, dass ihm in seinen Eltern und Lehrern die rechten Wegweiser für seinen Lebensgang geschenkt worden sind, der aber auch das allsehende Auge Gottes schauen gelernt hat und weiss, dass ihm nicht der innerste Gedanke des Herzens verborgen ist. Mit welchem Eifer wird ein solcher Knabe seiner Pflicht nachkommen, wie gerne wird er jede Ermahnung und Warnung annehmen, wie dankbar wird er sich gegen die beweisen, die er als seine freundlichen Berather und Leiter erkannt hat, wie mild und liebevoll wird ein solcher sich gegen seine Mitschüler betragen? Mag auch ein Herz seiner Naturanlage nach empfänglicher für solche religiöse Eindrücke sein, als ein anderes, mag bei dem der Trotz des natürlichen Herzens ungeberdiger sein, als bei jenem, ganz werden sich solche fromme Einflüsse bei keinem verbergen, der das Glück gehabt hat, unter solchen aufzuwachsen. — Ganz anderes müssen wir dagegen da erwarten, wo solche Einflüsse nicht stattgefunden haben. Was lernt in so manchen Fällen ein Kind in seinen Eltern anderes lieben, als die zärtlichen Versorger, die es ihm an Nahrung und Kleidung nicht fehlen lassen, die es sorgfältig hüten, dass es den Fuss nicht an einen Stein stosse, die ihre grösste Freude darin finden, ihm Freude zu machen, ihm jeden Wunsch zu erfüllen, die sich alle Mühe geben, es sich oft sauer genug werden lassen, um ihm eine anständige Erziehung zu verschaffen, die es auch an Ermahnungen zum Fleiss und Wohlverhalten nicht fehlen lassen, weil diese Dinge die Mittel sind, ihm einst sein Fortkommen in der Welt möglich zu machen, eine behagliche Existenz zu verschaffen und ihn zu Amt und Würden zu führen. Wie viel wird da oft gesorgt, und doch fehlt bei aller Sorge und Mühe gerade die Hauptsache, das eine, was Noth ist:

da wird alles auf die Welt und auf das Fortkommen in ihr bezogen, von der eigentlichen Bedeutung des irdischen Lebens aber erhält das Kind nicht einmal eine Ahnung; denn was von religiöser Unterweisung etwa beigebracht werden mag, es ist ein Pensum, das gelernt, aber nicht zur Lebenskraft wird. Kommt ein Knabe aus dem elterlichen Hause so in die Schule, wollen wir uns wundern, wenn es ihm an dem rechten wahrhaftigen Trieb zum Lernen fehlt, wenn die Schule, die ihm zwar auch Liebe entgegenbringt, aber die Liebe, die gepaart ist mit dem Ernste der Zucht, ihm als eine Zwangsanstalt erscheint, die nun einmal durchgemacht werden müsse, wenn er in dem Lehrer nur den unwillkommenen Hüter und Beschränker der Freiheit sieht, in der gesetzlichen Ordnung einen überall hindernden Zügel, den er bei guter Gelegenheit abzustreifen sucht? Wollen wir uns wundern, wenn da die Sünde in den verschiedensten Gestalten erscheint, wenn Lüge, Heuchelei, Betrug, offene Widersetzlichkeit Platz greift, wenn Ermahnungen mit unverhehltem Widerwillen oder verstecktem Trotze aufgenommen werden? Wollen wir uns wundern, wenn unter solchen Umständen auch die Fortschritte in den Kenntnissen, welche die Schule mittheilt, nur gering bleiben? Ich glaube, wir dürfen es ohne Bedenken aussprechen: der Kummer, der manches Elternherz niederdrückt, wenn die von der Schule erwarteten Erfolge nicht eintreten, ist in vielen Fällen nur eine Frucht des weltlichen Sinnes, den das Kind von seiner zartesten Jugend an eingesogen hat, und kann deshalb der Schule kein Vorwurf daraus gemacht werden.

Die Nothwendigkeit den religiösen Sinn zu pflegen wird um so klarer einleuchten, als der Mangel desselben die Ursache einer sehr betrübenden Erscheinung ist, des Mangels an dem nämlich, was wir Pietät nennen. Ich setze die Pietät in die innigste Beziehung zur Religiosität, und bin fest überzeugt, dass beide mit einander stehen oder fallen. Wer, v. A., hat nicht schon darüber Klage führen hören, dass der Jugend unserer Zeit die Ehrfurcht vor allem Grossen und Erhabenen mehr und mehr abhanden komme, dass sie vorlaut aburtheile über Dinge, deren Verständniss über ihren Gesichtskreis geht, dass sie schon ein entscheidendes Wort mitsprechen will, wo sie noch zu lernen hat, dass es ihr ein besonderes Vergnügen macht, den Nimbus, der sich um hervorragende Männer gelegt hat, muthwillig zu zerstören. Wer hat nicht selbst schon an solchem Gebaren junger Leute Anstoss genommen und

sich gefragt: was soll noch daraus werden, wenn die Ehrfurcht immer mehr aus der Welt schwindet, und jede Autorität durch den anmassungsvollen Dünkel des Einzelnen von ihrem Stuhle heruntergerissen wird? Dieser Mangel an Pietät ist ein Krebschaden unserer ganzen Zeit und droht alle Verhältnisse zu zerfressen, wenn ihm nicht ernstlich Einhalt gethan wird. Alle Nationen, die sich zu den civilisirten rechnen, sind mehr oder weniger davon angesteckt. Es ist dies wahrlich eine traurige Erscheinung, und wem es daran liegt, dass es in der Welt nicht schlechter, sondern besser werde, der möge wohl auf Mittel sinnen, dem Uebel Einhalt zu thun, und namentlich ist es Sache von Eltern und Erziehern, auf diesen Punkt vornehmlich ihr Augenmerk zu richten. Da ist aber vor Allem nöthig, die Quellen des Uebels kennen zu lernen. Ich glaube sie darin zu finden, dass unsere Zeit sich überhaupt immer mehr von einer religiösen Anschauung der Dinge entwöhnt und einer bloß weltlichen Betrachtung derselben zugekehrt hat. Statt einen objectiven göttlichen Willen als Norm für alles menschliche Thun anzuerkennen, findet es die laxe Zeit viel bequemer, sich selbst eine Lebensanschauung aus den verschiedenartigsten Elementen zu bilden und sie der subjectiven Neigung anzupassen. So gilt keine göttliche Autorität mehr, sondern jeder schwache Sterbliche wagt es die göttliche Ordnung einer Revision zu unterziehen, durch allerlei scheinbar unschuldige Wendungen und Deutungen menschliches Belieben an die Stelle von göttlichem Gebot zu setzen. Das ist eine Richtung der Zeit, die sich nicht ableugnen lässt. Ist aber so die Autorität Gottes umgestossen, wie soll da eine andere Autorität noch etwas gelten, um wie viel mehr wird, was sonst noch in menschlichen Verhältnissen Anspruch darauf macht mit Ehrfurcht behandelt zu werden, sich beseitigen lassen müssen? Und doch gibt es Verhältnisse, welche auf eine ehrfurchtsvolle Behandlung Anspruch machen, Verhältnisse, die nicht durch die Laune, oder das augenblickliche Bedürfniss des Einzelnen hervorgerufen, sondern als von Gott bestimmte ewige Ordnungen in das Leben hineingestellt sind und als Autoritäten für den Einzelnen gelten sollen. Eine solche Autorität ist Vater und Mutter gegenüber dem Kinde, der Lehrer gegenüber dem Schüler, das Alter gegenüber der Jugend, der grosse hervorragende Mann gegenüber dem Menschen gewöhnlicher Art und Begabung. Solche Ordnungen umstürzen, d. h. ihnen die schuldige Achtung und Ehrfurcht versagen zu wollen, heisst Gottes Ordnung zu Nichte machen, ist eine

Frucht irreligiösen Sinnes. Sage man ja nicht, Eltern, Lehrer, grosse Männer und dergleichen können nur dann Pietät beanspruchen, wenn sie sich derselben persönlich würdig machen, wenn ihr Leben und Verhalten derart sei, dass sie Ehrfurcht abnöthigen. Wohl wird es uns leichter Eltern zu ehren, wenn sie Abbilder dessen sind, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heisst; ist aber der Vater nicht mehr Vater, wenn das Kind etwa viele und grobe Fehler an ihm gefunden hat? Wohl ist der Mann nicht das Amt, aber das Amt stellt sich doch nur im Manne dar, und im Manne das Amt zu ehren, auch wenn er persönlich es schändet, das ist Forderung des vierten Gebots; solche von menschlicher Willkür unabhängige Ordnungen als göttliche erkennen und sich ihnen willig unterordnen — das ist Pietät!

Und diese Pietät müssen wir pflegen, wenn wir es gut mit unserer Jugend meinen und mit der Gesellschaft, der wir sie entgegenführen. Die Schule soll dieselbe aber nicht erst pflanzen müssen, sondern sie muss als religiöser Sinn schon in den Herzen derer wurzeln, die bei uns eintreten. Dann können wir hoffen, den Sinn für das Grosse und Edle in Leben und Wissenschaft in ihnen anzufachen, ihnen eine Begeisterung einzuhauchen für die erhabenen Gestalten aus alter und neuer Zeit, die ihnen in der Schule entgegentreten, ihnen alles Gemeine und Niedrige zu verleiden, alle eitle Selbstüberhebung zu benehmen und sie mit der Zuversicht aus der Schule zu entlassen, dass ein Grund in ihnen gelegt ist, auf dem sie weiter bauen können, um einst als Männer im Leben zu wirken, die die Bedeutung des Lebens ergriffen und mit ihrem Pfunde zu wuchern gelernt haben. —

Gestatten Sie mir, v. A., Ihre Aufmerksamkeit noch für einen andern Punkt in Anspruch zu nehmen, der für die Schule nicht weniger wichtig ist als der bisher besprochene und mit demselben enge zusammenhängt. Ich meine einen der wichtigsten pädagogischen Grundsätze, den unsere Zeit mehr und mehr zu vergessen scheint, den Grundsatz nämlich, dass jeder Altersstufe die ihrer Natur nach gebührende Behandlung zukommen müsse. In der Entwicklung des einzelnen Lebens sind Stufen, die nicht unter einander gemengt werden dürfen. Ein anderes ist der Knabe, ein anderes der Jüngling, ein anderes der Mann, oder um diese Stufen auf eine unseren speciellen Verhältnissen mehr entsprechende Weise auszudrücken, der Schüler, der academische Bürger, der selbstständige Mann. Der Schüler steht, so lange er Schüler ist, unter

seinen Pflegern und Vormündern, seien dies die eigenen Eltern oder sei es die Schule, der er übergeben ist. Diese weisen ihm den Kreis seiner Thätigkeit an, sie bestimmen die Grenzen, wie weit er überall gehen darf, was ihm erlaubt und versagt sein soll. — Hier ist nun der Punkt, wo es als ganz besonders dringender Wunsch ausgesprochen werden muss, dass bei den Kindern, die der Schule übergeben werden, das was die Schule baut, nicht von anderen Seiten her eingerissen werde. Wir müssen feste Normen und Grundsätze haben, nach denen wir die uns anvertrauten Kinder leiten; aber wir müssen auch erwarten dürfen, dass diese Grundsätze von allen andern, mit denen diese Kinder ausser uns noch in Berührung kommen, respectirt werden; sonst wird uns unsere Arbeit unendlich erschwert, und die Kinder werden in einen Zwiespalt hineingetrieben, der für sie selbst die nachtheiligsten Folgen haben muss. Von den mancherlei Dingen, die sich hier anführen liessen, will ich hier nur das Kapitel vom Lebensgenusse herausgreifen. Wer wird leugnen wollen, dass es Genüsse gibt, die an und für sich unverfänglich sind, die aber aus mancherlei Gründen nicht für jedes Alter taugen. Wer muss es aber eben darum nicht für verderblich halten, wenn die Grenzen, die wir nach unserer besten Ueberzeugung dafür festgesetzt haben, von andern ignorirt werden, wenn Knaben, die noch unter Pflegern und Vormündern stehen, von andern als solche behandelt werden, die der Vormundschaft entwachsen, als Gleichberechtigte in den Kreis der Erwachsenen mit gleichen Ansprüchen eintreten dürfen; wenn im elterlichen Hause gestattet wird, was hier verboten ist? Welch' grosses Unheil dadurch gestiftet wird, liegt auf der Hand. Es ist dies aber eine Erscheinung, die wiederum unserer ganzen Zeit eigen ist. Wer hat nicht schon daran Anstoss genommen, wenn ihm ein junger Mensch vorkam, der über Dinge, die er gar nicht versteht, mit grosser Sicherheit, Entschiedenheit und Selbstzufriedenheit sein gewichtiges Wort redete? So lächerlich das an und für sich erscheint, eine so ernste Seite hat es doch. Das ist die Unnatur, die darin liegt, dass die Jugend über ihren Kreis hinausgreift in einen andern, dem sie nicht gewachsen ist, dass sie die Schranken überspringen, die die Natur selbst gezogen hat. Wenn wir aber gerecht sein wollen, so dürfen wir die Schuld daran nicht in den Kindern suchen, sondern in dem Geiste, der einen grossen Theil der Gesellschaft durchdringt. Ist's ein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Jugend den unwiderstehlichen Drang in sich verspürt, über ihre

Jahre hinauszugreifen und Ansprüche zu machen, an die sie noch lange nicht denken sollte. Wird man es uns verdenken, wenn wir es als ein dringendes Bedürfniss aussprechen, dass namentlich die Eltern die nothwendigen Schranken, die jeder Lebensperiode gezogen sind, wohl in Acht nehmen, und wenn sie ihre Kinder einer Anstalt übergeben, mit aller Strenge darüber wachen, dass dieselben, wenn sie im elterlichen Hause sind, das Maass dessen, was ihnen hier gestattet ist, nicht überschreiten? Ja wir möchten wünschen, dass es auch mehr eine öffentliche Erziehung gäbe, wo jeder Erwachsene es als sein Recht und seine Pflicht ansähe, jeden Unerwachsenen in seine Schranken zurückzuweisen, sobald er sie überschreiten will. Eine solche öffentliche Erziehung hat es früher gegeben, jetzt ist sie zum grossen Schaden im Aussterben begriffen.

Die Nachtheile eines solchen Vorgreifens der Jugend sind grösser, als man gewöhnlich denkt. Schon wir haben die bitteren Früchte desselben in der Schule hinreichend zu kosten. Wir fühlen es zunächst darin, dass der jugendliche Sinn, die unbefangene Heiterkeit, der frische Muth in demselben Maasse schwindet, als jenes Vorgreifen sich einstellt. Daher die Unlust zu den munteren Spielen, an denen eine unverdorbene Jugend ihre Herzensfreude hat; daher die Geringschätzung, die Ironie, mit welcher auf das zwecklos heitere Treiben der jüngeren, die noch wirkliche Kinder sind, nicht selten herabgesehen wird. Dagegen blickt man stets mit fast gierigem Verlangen hinaus auf den noch ferne liegenden Jugendkreis, und mehr noch, man zieht denselben schon in's Knabenalter herein. So verdirbt sich die Jugend selbst den frohen, echten Genuss der Knabenjahre, sie genießt nichts rein, sondern alles in unverdauter und unverdaulicher Mischung. Denn das kann nicht fehlen: wahrer Genuss ist nur da, wo jeder Lebenskreis rein und vollständig durchgelebt wird. Was hat der Schüler noch, wenn er das Studentenleben vorweg genommen hat? Der beste Reiz desselben ist weg, wenn er dann einmal in den neuen Kreis eintritt; dann hat er weder ein frohes Knabenleben, noch eine frische, kräftige academische Zeit gehabt.

Ein anderer Nachtheil des Vorgreifens liegt in dem schlimmen Einfluss, den dasselbe auf die Fortschritte in den Wissenschaften ausübt. Was kann auch anderes davon erwartet werden, als Störung in der Aufmerksamkeit, Lähmung des Fleisses und des Interesses für das, was gelernt werden soll. Wo der Kopf voll ist

von Dingen, die einen fortwährenden heimlichen Reiz hervorbringen, wo die Gedanken alle Augenblicke davon laufen, wenn man kaum angefangen hat sich mit etwas zu beschäftigen, wo das Auge zwar vielleicht fest auf den Lehrer gerichtet, der Geist aber bei wer weiss was für Dingen weilt, was soll dabei herauskommen? Dass wir so vielfach die betrübende Erfahrung machen, wie unlieb einem Schüler das angestrengte Denken ist, wie die Arbeiten ihm so schnell zu viel und schwer werden — das Alles hat nur in der geistigen Zerfahrenheit seinen Grund, die selber nur eine Folge davon ist, dass ungehörigen Gedanken zu viel Eingang gestattet wird.

Und wie sittlich gefährlich ist dieses Vorgreifen? Dem Schüler, der ausserhalb der Schule in der Gesellschaft als Erwachsener behandelt zu werden gewohnt ist, wird es in der Schule bald zu eng und unbequem: dort ist er ein freier Mann, hier durch allerhand Ordnungen in seiner freien Bewegung gehemmt. Das erzeugt in ihm eine Misstimmung, die in manchen Fällen in offenen Widerwillen übergeht; es stört das Vertrauen zu den Einrichtungen, es entstehen vorzeitige Fragen: warum ist's hier so, dort anders, warum beschränkt man uns hier, während man es dort auch gut mit uns meint? Und das schlimmste ist: kennt ein junger Mensch einmal Genüsse, die ihm eigentlich noch versagt sind, so ist in dem noch unfertigen Charakter die Leidenschaft eine unwiderstehliche Macht. Die hemmenden Vorschriften werden umgangen, es entstehen Heimlichkeit, Betrug, die Lüge in allen ihren Gestalten. Das ist der schwerste Kampf, der Kampf mit der Lüge, diesem hässlichsten aller Uebel. Und was dem Lehrer und Erzieher am meisten den Muth und die Freudigkeit zu rauben geeignet ist, das ist in vielen Fällen die Unmöglichkeit, dieses Laster der Lüge auszurotten. —

In dem, v. A., was ich Ihnen bisher vorzutragen mir erlaubt habe, ist im Allgemeinen auch der Geist ausgesprochen, in welchem unsere Anstalt wirken möchte. In diesem Sinne hat sie bisher zu wirken gestrebt, und wird es, wenn Gott Kraft gibt, auch fernerhin thun. Dazu wirken Sie alle, wir bitten dringend darum, in Ihrem Theile mit, die Sie unserer Anstalt freundlich zugethan sind, in diesem Streben wollen wir Lehrer unerschütterlich feststehen, dazu helfst auch ihr, meine jungen Freunde, denen unsere Arbeit gewidmet ist, vertrauet uns, dass Euer Wohl uns am Herzen liegt, und dass wir wissen, welch' schwere Verantwortung wir tragen,

helft uns, dass wir unser Amt mit Freuden und nicht mit Seufzen thun, denn das wäre weder Euch noch uns gut.

Der Segen des Herrn aber, der bis hieher so sichtbar diese Anstalt begleitet hat, möge auch fernerhin auf ihr ruhen.

**2. Ansprache<sup>1)</sup> des Pastors zu Ronneburg Gotthard Vierhuff,**  
gehalten beim Schluss des Festactes zur 50jährigen Jubelfeier der Erziehungs-  
Anstalt Birkenruh am 29. Mai 1875.

Mein lieber Herr Director und geehrte Festversammlung! Es haben heute Städte, Lehranstalten und Autoritäten unserer Heimath ihre warmen Glückwünsche dargebracht, und Vertreter der ehemaligen und jetzigen Zöglinge dieser Anstalt haben ihren Dank in Wort und That ausgesprochen. Doch eine Stimme hat noch nicht gesprochen, obgleich sie eigentlich vor allen andern Pflicht und Recht hat, heute laut zu werden; es ist das die Stimme der Eltern, die unserm Birkenruh ihre Söhne anvertraut haben. Ich habe zwar von den übrigen Eltern keine Vollmacht erhalten, in ihrem Namen zu sprechen, wage es aber doch, aus der Mitte der Eltern heraus heute das Wort zu ergreifen, und hoffe auf Zustimmung zu dem, was ich jetzt sagen will. Bin ich doch dieser Anstalt durch ein doppelt Band verbunden; denn Sie wissen, mein lieber Herr Director, dass ich nicht allein, wie die Väter Ihrer übrigen Zöglinge, jetzt einen lebendigen Sohn in Ihrer Anstalt habe, sondern dass ich auch einen lieben, todten Sohn im Sarge aus diesem Saale habe hinaustragen müssen. — Aus der Mitte der Eltern Ihrer Zöglinge heraus, will ich nun zuerst einen anerkennenden Dank und dann einen vertrauensvollen Wunsch aussprechen. Zunächst gestatten Sie mir aber, geehrte Festversammlung, mit einigen Strichen die Motive und Anschauungen zu zeichnen, von denen getrieben und geleitet, ich den Dank und den Wunsch gerade so aussprechen will, wie ich's thun werde.

<sup>1)</sup> Da diese improvisirte Ansprache erst 4 Wochen nachdem sie gehalten worden aus dem Gedächtnisse von mir niedergeschrieben worden ist, so ist's natürlich, dass mancher Gedanke, der damals von mir ausgesprochen wurde, sich hier nicht aufgezeichnet findet, während umgekehrt manches Wort, das damals nicht gesprochen wurde, mir hier in die Feder geflossen sein mag. G. V.

Die 50 Jahre unseres Jahrhunderts, die nunmehr von der Lehr- und Erziehungsanstalt Birkenruh durchlebt sind, zerfallen in zwei Abschnitte, die durch ihre Eigenthümlichkeiten einander geradezu entgegengesetzt sind. Die erste Hälfte dieser 50 Jahre war eine arme und kleine Zeit; die zweite Hälfte, die noch nicht ganz abgeschlossen zu sein scheint, ist eine reiche und grosse Zeit. — Ja, arm und klein war jene Zeit. Kleinliche Motive und Mangel an grossen Gedanken herrschten in allen Lebensverhältnissen. Aermlich und kleinlich war die Politik der Staaten Europas! Bürokratischer Zopf waltete in der Verwaltung! — Nach kurzer Begeisterung lag es nunmehr auf den höhern und niedern Bildungsstätten wie ein Alp! — Nachdem menschlich ideales Denken kühnen Flug gewagt hatte, ging es in der Wissenschaft bergab! — In der Kirche war es gar still! — Und wenn unsere Väter endlich müde und matt von resignirter Arbeit heimkehrten, da kannten sie dann keine bessere Erholung, kein edleres Vergnügen, als ein Kartenpartiechen à la Braesig! — Es war eine arme und kleine Zeit! — Nun ist's aber eine unleugbare, pädagogische Erfahrung, dass das heranwachsende Geschlecht im Grossen und Ganzen sich stets zu der Zeit, in welcher es heranwächst, und zu den Anschauungen dieser Zeit in Gegensatz stellt; ja, es dürfte auf diesem Gegensatze zum grossen Theil die fortschreitende Entwicklung der Menschheit beruhen. Es muss dieser Gegensatz somit auch in gewissen Grenzen seine subjective Berechtigung in der Jugend selbst haben. Und in der That fühlt und ahnt die heranwachsende Generation die Krankheiten und Fehler der sie erziehenden Generation, ohne dieselben schon klar zu erkennen. Jeder erfahrene Pädagog weiss es auch, wie unsere Kinder und Zöglinge uns schnell unsere Schwächen und Fehler abmerken. Nun, so war es denn natürlich, dass auch in unserer Jugendzeit, in jener kleinen und armen Zeit, die heranwachsende Jugend sich zu der Zeit in Gegensatz stellte, gegen die Art der Zeit reagirte, ohne doch die eigentliche Krankheit der Zeit zu begreifen, und ohne auch die in der Armuth und Kleinheit versteckte gute Seite, das Tüchtige jener Zeit die Treue im Kleinen zu erkennen. Wo nun die Erziehung die Schäden der Zeit nicht erkennt und nicht richtig einzugreifen versteht, da ist's nur zu begreiflich, dass die strebende Jugend, die in kleiner und armer Zeit auf Schritt und Tritt gleichsam gebunden und geknebelt sich gegen ihre Zeit aufbäumt und verbittert.

Nun, meine Herren und Damen, in jener kleinen und armen Zeit gründete Vater Hollander seine Erziehungsanstalt in Birkenruh. In der That, ein gewagtes Unternehmen! — Und wie wunderbar: — Wo man auch nachher Birkenruher sah, die in jener armen und kleinen Zeit von Hollander gebildet und erzogen waren, man sah unter ihnen keine verbitterten Menschen. In Dorpat begegneten mir gerade in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre unter meinen Studiengenossen die Birkenruher Zöglinge. Ich habe unter ihnen keinen einzigen verbitterten Menschen gefunden. Und nachher traf ich im bürgerlichen Leben in Riga und Livland auf Schritt und Tritt Männer, die in Birkenruh theils vor, theils nach meinen Universitätsgenossen ihre Erziehung erhalten hatten. Aber Verbitterung habe ich bei keinem gefunden. Da sind jetzt Männer mit grauem Haare und wieder andere in erster Manneskraft, sie arbeiten alle mit warmer Liebe zur Heimath, mit Tüchtigkeit, Festigkeit und Treue! — Ja, als die neue Zeit, die reiche und grosse Zeit heranbrach, da verstanden sie dieselbe und noch jetzt ringen und kämpfen sie mit ihr und in ihr! — Birkenruh muss ein Geheimmittel besessen haben. Der alte Hollander muss es verstanden haben die Zeit zu ergänzen, seinen Zöglingen das zu geben, was jener Zeit im Ganzen und Grossen fehlte! Ja, das ist das Geheimniss der wahren Pädagogik: die Zeit ergänzen, damit der Gegensatz der heranwachsenden Generation gegen ihre Zeit nicht zum Bösen, sondern zum Fortschritte der Menschheit ausschlage. Und was war's denn, wodurch Birkenruh damals seine Zeit an seinen Zöglingen ergänzte? — Nur einmal in meinem Leben habe ich die Ehre gehabt, den alten Vater Hollander zu sehen und zu sprechen; ich kann also nicht aus Kenntniss seiner Person urtheilen, sondern nur aus der Wirkung einen Schluss auf die Ursache ziehen, und muss es denen, die ihn gekannt haben, überlassen, zu beurtheilen, ob mein Schluss richtig ist.

Geehrte Versammlung, Hollander muss das besessen haben, was jener Zeit fehlte: **Begeisterung!** — Die einzige Tugend jener sonst armen und kleinen Zeit, die Treue im Kleinen, sie muss bei ihm durchdrungen und verklärt gewesen sein von Begeisterung für grosse Gedanken, er muss das Ewige in dem zeitlichen Wechsel erkannt haben, er muss in der ewigen Wahrheit, in Gott gestanden haben; denn wo sollte er sonst Begeisterung hergenommen haben in armer und kleiner Zeit?! — Ja, darum hat Birkenruh es ver-

standen, in kleiner und armer Zeit die Jugend so zu erziehen, dass sie unverbittert hinübergehen konnte in die neue Zeit. Dafür haben wir Birkenruh anerkennenden Dank zu zollen; nicht aber wir allein, nein unsre Heimath ist dafür Birkenruh zu Dank verpflichtet.

Und nun, geehrte Versammlung, wenden wir uns zu dem zweiten Abschnitte der abgelaufenen 50 Jahre, der aber noch gegenwärtig als unsre Zeit fortdauert. Es ist dies, im Gegensatze zu dem ersten Abschnitte, eine reiche und grosse Zeit. Der Reichthum an Gedanken, an durcheinanderwogenden, gegen einander kämpfenden Ideen ist gewaltig. Die Wissenschaften fördern in ihren Gebieten immer wieder neue Gesichtspunkte, neue Ideen hervor, und es quillt und sprudelt in solch reichem Maasse, dass der Einzelne in seiner speciellen Wissens- und Arbeitssphäre alle Kraft daran setzen muss, um sein Gebiet zu übersehen; dass es für diejenigen, die durch ihren Lebensberuf darauf angewiesen sind, sich auch in den Nachbargebieten ihrer Wissenschaft zu orientiren, der energischsten Anstrengungen bedarf, um sich da nur einigermaßen klaren Ueberblick zu bewahren! — Die Politik und Verwaltung der Staaten ist von grossen Ideen getragen, die tief hineingreifen in das Leben der Völker! Das sehen wir in der Regierung unseres hohen Monarchen und in den Nachbarstaaten. — Völkerverkehr und Volkswirtschaft werden nach grossartigen Ideen geregelt! — Ja, selbst das Handwerk wird über sich selbst emporgehoben und von Ideen durchdrungen! — Ja, reich ist unsre Zeit! — Aber auch gross ist sie durch gewaltige Thaten, durch Kämpfe, die nicht allein in der Theorie gekämpft werden. In begeisterten, blutigen Kämpfen ist die Karte Europa's, sind die Grenzen der Länder verändert worden! Staaten und Regierungen stürzen, weil sie die Zeit nicht verstehen; Staaten und Regierungen erheben sich und sind stark, weil sie die Zeit verstehen. Um die Feststellung neuer, sicherer Grenzen zwischen Staat und Kirche wird gewaltig gerungen! — Die Gewissensfreiheit, dieses heilige, gottgegebene Recht des Menschen, sie will gesichert werden! — Doch wo soll ich enden, wie darf ich's vor Ihnen noch wagen, in kurzen Augenblicken den Reichthum und die Grösse unserer Zeit zu zeichnen!? — Begeisterung für Ideen, ob wahre, ob falsche, ist die Signatur unserer Zeit. Begeisterung hat uns, die wir uns aus armer, kleiner Zeit herübergerettet haben, erfüllt, da wir Zeugen und Mitarbeiter werden durften in reicher, grosser Zeit! —

Und nun — — das neu heranwachsende Geschlecht, das wir jetzt erziehen? — Ach, es stellt sich in Gegensatz zu der Begeisterung der reichen und grossen Zeit, in der es geboren ist und heranwächst. Die Signatur unserer heranwachsenden Jugend ist im Grossen und Ganzen Begeisterungslosigkeit, ein blasirtes *nil admirari!* — Doch, geehrte Versammlung, wenn es wahr ist, was ich vorher über den Gegensatz eines jeden heranwachsenden Geschlechtes gegen seine Zeit sagte, so muss auch in unsrer reichen und grossen Zeit voll Begeisterung doch etwas Krankes enthalten sein, das unsre Jugend zwar nicht klar erkennt, aber unbewusst empfindet; so dass sie zu dem Gegensatze gegen die Begeisterung der reichen und grossen Zeit theilweise berechtigt ist. Wir Pädagogen, ob wir nun das Volk oder die Jugend zu bilden haben, — wir müssen uns da klar werden, wir müssen auch jetzt das begreifen und thun, was Birkenruh in kleiner und armer Zeit begriff und that. Und hier nun wende ich mich an Birkenruh und seinen Lehrkörper mit vertrauensvollem Wunsche: — Meine Herren, ergänzen Sie unsre Zeit an unsern Söhnen, die wir Ihrer Anstalt anvertraut haben! — Unsre Söhne sehen wohl die Begeisterung unsrer Zeit, aber — sie sehen auch die Kluft zwischen unsrer Begeisterung und — unserm Thun und Lassen. Wie viel begeisterte Worte, wie viel ernste Worte hört man nicht auch bei uns, — aber diese Begeisterung spiegelt sich nicht ab in all den kleinen Zügen und Beziehungen unsres amtlichen, geselligen und häuslichen Lebens. Meine Herren, durch Treue im Kleinen, die da einst der gesunde Kern kleiner Zeit war, haben wir die grosse, reiche, begeisterte Zeit zu ergänzen. Vertrauensvoll wünschen wir, dass die Lehrer und Erzieher ihren Zöglingen nicht blos begeisterte Worte geben, sondern dass die Zöglinge an ihren Lehrern die Begeisterung sehen als erklärende Ueberzeugungstreue, als eine Kraft, die ihr ganzes Leben in den kleinen und kleinsten Beziehungen durchdringt. — Um solches nicht für Andere sondern für uns selbst zu begreifen und an uns selbst zu vollführen; — um so auch unsre Zeit wahrhaft zu ergänzen, müssen wir wiederum auf ewigem Grunde, über der Zeit stehen. — Ja, — wer in Gott steht und sich dann liebend versenkt in die Erziehungsgeschichte der Menschheit und in die Erziehungsarbeit an der Jugend, — der wird auch die grosse, reiche Zeit zu ergänzen verstehen. — Das ist unser vertrauensvoller Wunsch für Birkenruh zu seinem Ehrentage!

Ihr aber, — Jünglinge und Knaben! — unsre lieben Kinder, Ihr Euerer Eltern theuerster Schatz auf Erden! Da, wo jetzt Euere Väter arbeiten und ringen in grosser, in ernster Zeit, da sollt Ihr einst stehen als Männer, und sollt weiter arbeiten und ringen! Behüte Gott, dass wir uns einst vor Gott nicht Euer schämen müssen, weil Ihr aus Jünglingen ohne Begeisterung erbärmliche Männer geworden! Auf, trachtet darnach, dass wir einst, Euch freudig segnend, die Augen schliessen können in dem Bewusstsein, dass wir in grosser Zeit nicht kleine Menschen erzogen haben; — dass wir einst getrost unsre Arbeit in die treuen Hände begeisterter Menschen legen können, die der Heimath ein Segen sind. Möget Ihr in dem Wechsel der kleinen und grossen Zeiten das Ewige erkennen lernen und begeistert werden für ewige Wahrheit in Gott! — Dann mögen kleine und arme, oder grosse und reiche Zeiten kommen; Ihr werdet an Euch selbst und an dem nachkommenden Geschlechte beide zu ergänzen verstehen aus dem Ewigen und werdet fest stehen und treu sein, werdet tüchtig sein in grosser und kleiner Zeit! — Ja, das helfe Gott!

---

## Das Beethoven-Jubiläum in Wien.

Von W. von Lenz.

~~~~~  
Beautiful as a dream (Byron).

Im December 1870 sass ich in Petersburg in meinem Zimmer und strickte an dem Strumpf meiner Zeitungsartikel weiter. Freund Sérow war seit acht Tagen in Wien, ihn hatte die Grossfürstin Helena als Deputirten des unter Ihrem Patronat stehenden Petersburger Conservatoriums zur Beethovenfeier nach Wien geschickt, ihn mit reichlichen Reisemitteln versehen. Beim Abschied sagte mir Sérow: „Sie hätte man auch einladen können“ — ich antwortete: „Sie hat man nicht eingeladen, man deputirt Sie, habent sua fata libelli!“

Das Festprogramm in Wien bestimmte auf die Zeit von fünf Tagen zwei Festvorstellungen im neuen Hof-Opernhause, drei Festconcerte im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde und ein grosses Festbanket zum Abschied (vom 16. December neuen Styls bis zum 20. December). Man folgte in Petersburg dem Verlauf. In fünf Tagen hatte das Fest zu beginnen, da kam ein Courier des Ministeriums des Auswärtigen und brachte mir die Einladung des Festausschusses, die den Weg durch die Oesterreichische Gesandtschaft gegangen war und sich damit verspätet hatte. In der Einladung waren meine Schriften über Beethoven auf eine mich, über die Entfernung in der mir fremd stehenden Stadt, ehrende Weise erwähnt. Dies machten meine Freunde geltend, mir wurden Allerhöchst Reisemittel und ich kam noch rechtzeitig nach Wien.

Reisen ist nicht bei Eisenbahnen, man kommt nur noch an. In Petersburg war Winter, hinter Warschau eine Art Frühling und der Pelz zu viel. In finsterner Nacht, bei Sturm und strömendem

Regen, kamen wir nach Wien, brachte man uns über die „blaue“ Donau, die dintenschwarz beim Laternenschein ihrer Brücken erschien, in die Gasthäuser der inneren Stadt. Ich kam zu Müller am Graben und wurde in eine gewölbte Krypte geführt, in der ich am Pelz gerade genug hatte, die man einzuheizen versprach, was mir wenig helfen konnte. An Entkleiden, an Schlafen war nicht zu denken. Neben Müller ist ein Café, das man das Beethoven-Café nennt, weil Beethoven hier zuweilen einsprach. Der schlaftrunkene Kellner zeigte mir mit den Worten eine Bank: „in dieser „Ecken““ hat er da gesessen, es setzen sich gern Alle hinein“ — ich werd's nicht thun, war meine Antwort, und Sie sollten besser einen Anschlag machen: „Hier wird nicht gesessen!“ Ich dachte an das Schillerhaus in Weimar mit der Inschrift: „Hier wird nicht gewohnt.“

Die Beethoventage in Wien schildern ist nicht leicht. Es gilt den Leser vor Allem in die Feststimmung zu versetzen, welche Wien begeisterte, alle Geschäfte hemmte, die Weihnachtsbescherungen sogar, über Beethovens Herrlichkeit und Ruhm vergessen liess. Der Tag der Ehren war gekommen für den grossen, für den grössten Bürger der herrlichen Kaiserstadt. Wien rührte sich wie ein Ameisenhaufen in allen Schichten der Gesellschaft. Sich selbst hatte Wien, das schöne, neue Wien zu ehren, in der Person des grossen Geistes, dessen vieljährige Mitbürgerschaft, ihm zu so grosser Ehre gereichen sollte. Auch abzubitten hatte Wien den Meister für alle ihm, innerhalb seiner Mauern, widerfahrene Unbill, für das Verkennen, für die Nichtachtung seiner Grösse bei Lebzeiten. Eine Stadt, in der das Grab eines Mozart unbekannt ist, in der ein Beethoven ein Märtyrerleben durchkämpfte, darf sich, in der Vergangenheit wenigstens, keine musikalische nennen.

Im December 1870 verhielt es sich damit anders. Haben Sie einen Platz im Saal? im Theater? um diese Fragen bewegte sich das Ceremoniell des ganzen bürgerlichen Lebens und von der österreichischen Grenze an hatten die Insassen der Waggons keine andere gekannt. Von allen Zweigbahnen aus Deutschland her waren die Beethovenfahrer in den Hauptzug eingemündet, dass es bald an Platz gebracht. Das Programm des Festes war das einzige Thema des Gesprächs. Ich besuchte den dritten Platz, dieselbe Beethovenfreude, dasselbe Verständniss der Bedeutung des Festes, dasselbe Eingehen auf dessen Geber. Das war Kultus.

Freitag den 16. (4.) December fand die erste Festvorstellung statt. Sie galt einer Galavorstellung der Oper Beethovens, dem „Fidelio“. Beethoven, der Elementargeist des Instrumentalen der Welt, mochte an die Oper gekommen sein, weil man zu seiner Zeit in allen Stylen gleich grosse Leistungen für sich haben musste, um für einen Componisten ersten Ranges zu gelten. Es war einmal ebenso unter den Malern, die, wie Rafael, Leonardo da Vinci, Michael Angelo, auch noch Architekt und Bildhauer zu sein hatten. Die Aufopferung des edlen Weibes im Vorwurf zog Beethoven an; den Namen Leonore liebte er ohnehin in der Person von Leonore von Bräunig. So arbeitete der Meister mit Liebe an seiner Oper, die den Namen Leonore erst bei der dritten Umarbeitung des Werkes gegen den Namen Fidelio vertauschte. Dass diese Oper die Geistesheimat Beethovens ausmache, wird Niemand behaupten, der dessen Instrumentalwerke durchdrungen hat. Im Instrumentalen ist Beethoven König, in der Oper ist er Grossgesell von Mozart, ein Fahnenträger von Cherubini. Eine Oper, die lyrisch leiste, was der Beethovensche Symphoniebegriff instrumental leistet, hat auch Mozart, bis jetzt immer noch König in der Oper, nicht geschrieben. Vielleicht bestimmte das sehnstüchtige Verlangen nach einem solchen Kunstwerke Beethoven, an das Theater zu denken. Für seine Person konnte der grosse Ideeneinsiedler an solchem Werke der Oeffentlichkeit nicht wohl Geschmack finden. Beethoven war die Wahrheit. In seinen Instrumentaldichtungen stirbt er, so zu sagen, für seine Wahrheit. Lüge klebt dem Theater an, nicht der unangewendeten Tondichtung. Es ist nicht dasselbe von einem Schauspieler zu verlangen, man solle ihn für einen König halten, oder von einem instrumentalen Thema, König zu sein. Zwang geschieht unseren Vorstellungen im Theater, im Instrumentalen bleiben unsere Entschliessungen frei. Wo immer wir uns Da einer Idee ergeben, da ist diese Idee unsere Wahrheit und auf diese kommt es dem Menschen an.

Der „Fidelio“ ist eine Gefängnissgeschichte mit Rettung durch Frauentreue, als Apotheose der Gattin.

Damit ist der Componist des „Fidelio“ der heilig über dem Leben schwebende Prophet. Hier liegt der Unterschied, vor dem sich Mozarts leichtere Lebensanschauung beugen muss. Sind es doch nur die Verbindungen, die der Geist mit den Tönen oder ihren Zeichen eingeht, die es dem denkenden Menschen überhaupt möglich machen, sich mit Musik zu beschäftigen. Dass Beethoven

solche Verbindungen mit seiner Oper einging, dass er „sich“ in dem Gefangenen „erlöste“, ist der Kern des „Fidelio“. Nur bedingt ist er überhaupt, eine Oper, wenn man unter diesem Namen das durch das Ohr vermittelte sinnliche Vergnügen versteht. Der „Fidelio“ ist die „abstracte Musikidee“ in der Art, wie die Beethovenschen Quartette, Sonaten, Symphonien „Musikidee“ sind. Es giebt aber keine Beethovensche Oper, wie es eine Beethovensche Symphonie, ein Beethovensches Quartett, eine Beethovensche Sonate giebt. Als Oper betrachtet ist der „Fidelio“ ein potenziertes Cherubini, unter Cherubini das dramatisch-„deklamatorische“ Opernelement verstanden, das Wagner übertrieben und zur Fratze verzerrt hat, im Gegensatz des dramatisch-„melodischen“, tieferliegenden, das durch Mozart, demnächst durch Weber und Meyerbeer, bis jetzt unerreicht, vertreten ist.

Ob somit die Wahl des Fidelio eine glückliche war, bleibt zweifelhaft, gewiss hätte Beethoven selbst keine andere in diesem Grade geschmeichelt. Die Ausführung war keine hervorragende nach dem Maassstabe, den man anzulegen berechtigt ist, wenn man der Italienischen Oper in Petersburg gewohnt ist, den Florestan von Tamberlick, die Leonore von der Bosio gehört hat. Dafür war die Leistung des Orchesters eine Alles dieser Art verdunkelnde. Einem so einheitlichen Verständniss, einem so schönen Ton in den Bläsern, einer so bewussten Sicherheit in den Saiteninstrumenten war ich nicht begegnet, obgleich ich das Conservatoirorchester in Paris unter Habeneck auf seiner Höhe (1827), das Philharmonische in London (1828) kennen gelernt hatte. Damals standen diesen die Orchester in Deutschland weit nach und von den Petersburgern kann auf diesem Standpunkte keine Rede sein.

Der Fideliovorstellung voraus ging die Overture in C, die der Oper bestimmt war, wie dieselbe noch den Namen Leonore trug, weshalb man das erstaunliche Werk die Leonoren-Overture nennt und Nr. 3 hinzusetzt, um sie von einer früheren Variante und der ursprünglichen Overture Nr. 1 zu unterscheiden. Man nennt die Overture auch schlechtweg die „Grosse“, weil sie die grösste, d. h. bedeutsamste, inhaltreichste aller Overturen ist, die man besitzt.

Die Oper, die auf diese Overture folgen könnte, ist noch nicht geschrieben worden, sie scheint der namenlosen zu gelten, der Beethoven-Oper von der Bedeutung der Beethoven-Symphonie,

dem unbekannt gebliebenen Kunstwerke! Aus dem Rahmen und den Verhältnissen der bis dahin bekannt gewordenen Oper tritt hier Beethoven hinaus in die sternenhelle Unendlichkeit seiner Vorstellungen. Ein Weltfeiler geht durch sein Gebäude, ein allumfassender Gedanke. Hier jubelt die Weltseele über den Tag der Erfüllung, kein Weib mehr über den wiedergegebenen Gatten. Das übersteigt menschliche Wonne, ist wie Jubel himmlischer Heerschaaren, nach dem Stillstande aller menschlichen Geschichte. Die Leistung des Orchesters unter Dessoffs Leitung berührte das absolute Ideal, dem man nur einmal im Leben, wenn überhaupt, zu begegnen pflegt. Es war das Zusammenfassen des Einzelnen (der Eintritte) im Ganzen; es war die im reichsten Geistesschmuck der Idee sich aus dem Mittelsatz (thematischen Durchführung) in die Rückkehr des Hauptmotivs durchkämpfende Flöte (Solo), der tonstrotzende Strom der Geigen, der in dem über die Maassen effectvollen unisonos (20 Takte Figur ohne Bass!) kulminirte — das Publikum, das Haus, die Stadt auf seinen Wellen davontrug.

Sérow, durch Ausführungen wenig zu berühren, weil er die höchsten innerlich besass, und überhaupt in der Musik nur den Geist gelten liess, Sérow sagte: „Um das zu erleben, hätten wir auch zu Fuss herkommen können!“

Das Werk überragte dermassen das Kunstniveau seiner Zeit (1805), dass man nichts an demselben verstand und Cherubini erklärte, er habe die Tonart nicht zu unterscheiden vermocht! Weber, der grosse Weber im Freimüthigen, verstand nichts an dem Trompetenruf, der dem Gefangenen die Freiheit kündet, das Allegro der Overture in zwei Theile spaltet, die sich in der Einheit des Vorwurfs die Hand reichen. Weber sprach von einem Posthorn-Solo, wo ein „geistiges“, ein abstractes, kein thematisches Motiv der Oper gegeben ist.

Nur durch die Riesenmaschine Zeit wird ein Publikum emporgetragen zu dem vom Genius im Voraus betretenen Fortschritt.

Das Nasenrümpfen der Leuten in Wien veranlasste Beethoven zu einer dritten Bearbeitung seiner Oper, der er die Overture in E (die vierte) mit auf den Weg gab. Diese, eine Apotheose Cherubinischer Orchestralgestaltungen (Wasserträger) gefiel nachträglich, blieb der Oper. Was sie Cherubinisch bei aller Originalität kennzeichnet, ist die glänzende Wirkung in Klangfarben, im ganzen Apparat als solchem, ohne instrumentale Darstellung einer Idee (Programm). Man gab auch die E-dur-Overture, es

war aber schön, mit der „Grossen“ angefangen zu haben, Wappen und Zeichen des Genius.

Ein höchst bedeutsamer, wenig bekannter Ausspruch Beethovens besagt: „Man muss nicht dem Geist der Zeit nachgeben, sonst ist es mit aller Originalität aus; hätte ich im Geiste der Zeit geschrieben, meine Ouverture wäre gewiss sogleich verstanden worden, aber ich kann meine Werke nicht nach der Mode meisseln und zuschneiden, wie sie's haben wollen; das Neue und Originelle gebiert sich selbst, ohne dass man daran denkt.“

Eröffnet hatte die erste Festvorstellung die Gelegenheits-Ouverture Opus 115 von Beethoven. Ihr war ein scenisches, allegorisches Vorspiel zur Verherrlichung des Meisters gefolgt, mit dessen Musik zu den „Ruinen von Athen“. Das Autograph der Ouverture, das ich bei Czerny in Wien 1832 sah, trägt die Ueberschrift: „Am Namenstage unseres Kaisers Franz“, weshalb man sie die „Namensfeier“ benannt hat, im Programm stand willkürlich: Fest-Ouverture. Das Werk ist auf dem Standpunkte, zu dem Beethoven die Instrumentalmusik erhoben, keineswegs bedeutend, durch ihre Palette neuer, wunderlieblicher Klangfarben aber fesselnd (2. Thema, Celli, Bläser). Der feurig glänzende Ausdruck ist einer Fest-Ouverture entsprechend, besonders in der Introduction breitesten Styls. Der „kolossischen“ Ouverture Op. 124 (Weihe des Hauses), der wir begegnen werden, gegenüber, nimmt Op. 115, in beschränkter Räumlichkeit bei „pompejanischem“ Farbenschmelz, etwa die Stellung ein, welche die Solo-Sonaten dritter Periode zahmeren Gehalts, von den Kolossen derselben in Op. 106 und 111 unterscheidet.

Die Ausführung der „Namensfeier“ war eine fein ästhetische, leicht hingeworfene, auf den Liebreizen in der Instrumentation beruhende, das selten gehörte Werk zu einem Xenion gestaltende. Sérow sagte: „Man kann sich das gefallen lassen, Oulibischew hätte von einem Ohrenschmaus gefaselt!“

Was aber soll ich vom neuen Opernhause sagen? wenn nicht, dass es alle Theater in Europa hinter sich lässt, in Pracht wie Geschmack, in dem tief bedeutsamen Eindruck, den das Haus in allen seinen Details, in seinem unvergleichlich imposanten Treppenhause, im Foyer, in den Logen macht, von denen eine jede in allen vier Etagen einen Salon mit Spiegel, Sopha und Gardinen in Purpursammet enthält. Dieses Haus ist die würdige Krönung der Ringstrasse, im Umfange des ganzen inneren Kreises der Stadt

Wien, eine Strasse in der fast jedes Haus ein Palast ist. Hier prangten in den habsburgischen und österreichischen Farben (gelb-schwarz, weiss-roth) an dazu abgesteckten hohen Masten die Fahnen, die zum Gebäude des Musikvereins den Weg wiesen und deren man eine ganze Fronte vor demselben aufgestellt hatte, ein Schmuck, der dem Wege einen festlichen Anstrich sondergleichen verlieh.

Sonnabend den 17. (5.) December, halb Eins Nachmittags, war hier das erste Fest-Concert. Nie kann ich den Eindruck vergessen, den mir der Anblick des Saales von der scharfen Ecke an dessen Eintritt aus gesehen machte. In Petersburg mag der Saal der Adelsversammlung massgebend sein. Man denke sich aber einen fast doppelt so langen Saal gleicher Höhe, bei einer der Länge untergeordneten Breite, einen Längensaal vollendetster Akustik, durch keinerlei Säulen vor Allem gebrochen. Schlanke Hermen tragen zierlich eine obere Galerie, die untere gehört integral zum Saal, wie die Baignoire-Logen zu den Lehnstühlen in den Petersburger Theatern. Die Decke ist das „Artemisado“ maurischen Arabeskenstyls der Alcassar in Toledo und Sevilla, dort einfarbig, hier hellbraun in Gold. Die Felder der Decke tragen allegorische Bilder von der Hand der grössten lebenden Künstler, die hier pro patria arbeiteten. Von den Feldern herab in den Saal blicken Gasflämmchen grosser Krystallaugen, was sich besonders schön und bedeutsam bei Tage macht und die ausserordentliche Höhe des Saales verwerthet. Es ist als ob die Sterne zu demselben hereinblickten! Ich wüsste mit dem Totaleindruck, mit diesem Geschmack im Reichthum nichts zu vergleichen. Dennoch hatte das Auge nur Zeit für den Kopf Beethovens kolossaler Dimension (in sechsfacher Vergrösserung etwa), den eine umgestürzte Pyramide in stucco trug, ein aus Berlin durch Deputirte überbrachter riesiger Lorbeerkranz schmückte. Unter der Kopfbüste sah man die unsterbliche Leyer in Gold. Zu der Höhe eines zweistöckigen Hauses erhob sich die Bildsäule aus einem ihr nachgezogenen Lorbeerhaine, auf dem Podium des Riesenorchesters, das hier den grossen Beethoven, den „Beherrscher des instrumentalen Begriffs der Welt“, feiern zu dürfen die Ehre hatte.

Der Eindruck dieses den Saal dominirenden, sich gegenüber gleichsam als Pygmä behandelnden Beethovenkopfes war der grösste meines Lebens, weil er der edelste, eine Abstraktion der Kunstherrlichkeit war. Die sprechenden, die denkenden Züge dieses

majestätischen Kopfes sind in die Medaille übergegangen, die das Fest verewigt und den Ehrengästen desselben beim Abschied officiell vertheilt wurde.

Wie an den Boden gewurzelt blieb ich stehen, als ich dieses unvergleichlichen Kopfes ansichtig wurde, der durch den Luftraum des Saales zu schweben schien. Erst in diesem Augenblick wurde ich mich der ganzen Weihe, der ganzen Tragweite des Festes bewusst. Hier war Er zu Hause, hier wohnte Er, hier empfing Er seine Getreuen, die aus allen Ländern Europas, aus Amerika zur Huldigung, zur Feier des Geistes und Herzens erschienen waren!

Dieser die Welt in sich tragende Kopf, in dieser Umgebung, unter viertausend lautlos versammelten Andächtigen, war eine Erinnerung fürs Leben, eine Heiligung jeder Künstlerschaft. Es war einer jener Augenblicke, wo der Mensch

Eine Frage frei hat an das Schicksal!

und die Overture „Die Weihe des Hauses“ warf ihre wuchtigen C-dur-Accorde gleich homerischen Speeren in den Saal. Diese zur Eröffnung des Theaters in der Josephstadt am Namenstage Kaiser Franz (3. October 1822) von Beethoven componirte Overture, die das officielle Programm unkritisch als Fest-Overture Op. 124 bezeichnete, mochte man des feierlichen Ausdrucks in der Introduction halber gewählt haben. Dieses Maestoso ist wie ein Triumphbogen, durch den man dem Herantreten eines Festzuges entgegensieht. Das Presto ist eine freie Doppelfuge, eine abstract gelöste Aufgabe, bei der sich Beethoven bekanntlich dem Styl von Händel, des von ihm am höchsten geschätzten Meisters, anschliessen wollte. Der Satz packt nicht, er ist skolastisch gemeint, er hat mich immer kalt gelassen, mit Ausnahme der Coda, dem Feuerregen im Triumphausdruck der Introduction, ein herrlicher Epilog, dem sich nur die grössten Beethovenschen Errungenschaften an die Seite stellen dürfen. Zu bewundern ist die Ausgiebigkeit des Orchesters, die Tonfülle, der sich nur die grosse Leonoren-Overture vergleichen kann. Das ebenso stark besetzte Orchester jedes anderen Componisten erschiene dagegen dumpf. Sérow äusserte einmal die sehr tiefliegende Idee, dass, schriebe man einen Concours aus für den zu instrumentirenden einfachen C-dur-Accord, der Accord Beethovens sich sogleich von allen unterscheiden würde. Der Fürst Galatzin, dem die Partitur der „Weihe des Hauses“ gewidmet ist, hat mir oft erzählt, wie er Jahre lang vergebens versucht, das Werk seinem Orchester einigermaßen erträglich ein-

zustudiren, so gross seien die Schwierigkeiten, namentlich für die Bläser. In Wien war die Ausführung eine absolut vollendete, verlieh aber damit der Fuge kein grösseres Interesse.

Wie so ganz anders hätte die C-moll-Symphonie gewirkt! Wie so ganz anders das monogrammatistische Thema des ersten Satzes gesprochen:

Das bin Ich!

Die Weihe des Hauses ist kein „Ich!“

Der nach der Ouverture vom beliebtesten dramatischen Künstler Wiens, Lewinsky, feierlichst gesprochene, für den Tag gedichtete Prolog von Weilen begeisterte das Auditorium, besonders die Stelle: „unbeweibt sei der Meister geblieben, die Leonore habe Er sich zum Weibe erkoren!“

„Das Urbild reinsten Liebe, stärkster Treue,  
Umgiebt er mit der Klänge Himmelsweihe  
Die Königin der Frauen: Leonor!“

Es gingen wahré Herzenstöne durch den Saal, beredter denn jeder Applaus.

Leider kam nun das herrlichste aller Pianoforte - Concerte (Es-dur). Leider, denn in Erwartung der Chorsymphonie, wie sie die Welt in die Hand nimmt, sortirt ein Clavier - Concert zu den Insekten und wär' es ein blaugeflügelter Achilles aus Sumatra. Auch hatte nur Einer in Europa das Recht, unter der Jubelbüste des „Generalissimus“, wie sich Beethoven selbst nannte, an das tonarme Tasteninstrument zu treten, Franz Liszt, und der wollte in Pesth sein, wahrscheinlich, weil er auch die Leitung der Fest - Concerte beansprucht hätte, die man einmal Dessoff zugeheilt hatte.

Von dem Concert sind nur die unvergleichlich dargestellten Tutti zu nennen, das zauberische Horn im ersten, der siegessichere Eintritt des Fagotts im letzten Satz, die mondbeleuchtete Exposition des Adagio durch die Bogeninstrumente. Wie wahr sagt Hoffmann, der Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier, vor bereits fünfzig Jahren, nach einem Tutti komme ihm ein Pianoforte vor, als wühle Jemand unter Stricknadeln! Die Ausführung des unbeschreiblich schönen ersten Tutti bleibt mir eine unauslöschliche, erhebende Erinnerung. Man hätte das Orchester umarmen mögen! Dieses Tutti trägt das sonore Kästchen auf seinen Schwingen in die Wolken eines Traumes, wo es verschwindet. Der Pianist Dvor war ganz brav, war aber gar nicht! Keine Persönlichkeit.

Sérow wurde ungeduldig, „ich schmisse ihn gern aus'm Fenster“, sagte er, „ein Clavier, das ist für Frauen, hier war die Stelle der Eroica.“

Und das „Quintengeflüster“ der Chorsymphonie zitterte durch den Saal! Ich glaubt', ich wär' ein Wurm und hätte aufgehört ein Mensch zu sein! Achtzehn erste, achtzehn zweite Violinen, zwölf Violen, zehn Celli, zehn Contrabässe, die Blasinstrumente nicht verstärkt — ein Jeder im Orchester, ein Virtuose an seinem Platz, auf dem ihm von Beethoven anvertrauten Mittel zum Zweck. Die grössten Instrumentaleindrücke meines Lebens (vierzig Jahre frisch erhalten) das Orchester des Conservatoire in Paris unter Habeneck, das Philharmonische in London in seiner Blüthe, grosse Leistungen in Berlin, in Dresden — hier wurden sie zu blossen Ausgangspunkten stauender Bewunderung.

Dieses Verständniss, dieses Ineinandergreifen aller Faktoren, diese massenhafte Gruppe edelster italienischer Saiteninstrumente, diese wahrhaft sprechenden, tief fühlenden Blasinstrumente, diese riesige Beethovenschaar, die noch in dem Paukenschläger einen Virtuosen zählte! — diese ganze Klang- und Sanggrossherrlichkeit, als ein ideales Wesen, „wie noch keines war“ — stand sie da als adäquater Beethovenbegriff.

Und ganz im Sinne und in der Intention des Meisters erhob sich bei so vollendeter Darstellung das Chor-Finale als Kern und Krone des Ganzen. Hier rang jede Chorstimme um den Preis in den Augen des Meisters, unter seinem hehren Antlitz, das wie ein Leuchthurm die Wogen in der Masse von Orchester und Chor überragte.

Die Damen Wilt und Gomperz - Bettelheim siegten im hohen Register, wie man wohl die besten Kräfte im mittleren hören mag. Der Chor bestand aus dem Academischen und Lehrgesangverein, dem Schubertbund, der Singacademie, dem Singverein, dem Männergesangverein — dreihundert wohlgeschulte Chorstimmen. Das Ganze durchglühte Dessoff. Ein wohl noch nie dagewesener Verein aller durch die Riesenschöpfung in Anspruch genommener Kräfte.

Das erstaunliche Werk ist der tiefste Gedanke der Gesamtliteratur in Fusion der Pole: Instrumental, Vocal. Wie in der Kette der Wesen immer ein höchstes Geschöpf die Reihe schliesst, so ist jeder der drei Instrumentalsätze das höchststehende seiner Gattung. Ein solches erstes Allegro, ein solches Scherzo und Adagio sind nur hier erlebt worden. Das Allegro ist wie eine Mysterien-Vorstellung, die mit dem Unisonen-Donnerkeil im Haupt-

thema anhebt. Das von den Blasinstrumenten getragene zweite Motiv ist wie eine Sehnsuchtsformel des Unendlichen. Das sind die Seelenräume der Welt! Dass diese alle Wehmuthswonnen ausströmende Cantilene dem von den Bässen unisono exponirten Hauptthema im Finale identisch ist (per diminutionem), im ersten Allegro als ein erster Lichtstrahl die finsternen Wolken durchbricht, ist eine Entdeckung Sérows und die grösste in Beethoven.

Die höchste Potenz der Gattung durch den die Form vergeistigenden contrapunktischen Styl ist das Scherzo. Was hier die Celli leisteten ist unglaublich. Popper, der grosse Cello-Virtuose Wiens, hatte sich an die Pauke gestellt, die er auch virtuös behandelt und die hier eine rhythmisch hervorragende Rolle spielt.

Das namenlos ergreifende Adagio ist das erhebendste Altarbild, das ich mir denken kann. Hier, in den Gewinden der vierten Variation, standen die Geigen am ersten Platz und die wunderbare Mischung der dumpfen Paukenschläge mit dem Pizzicato der Contrabässe mochte Steine rühren.

Dieser Tag war der hervorragendste von allen.

Das zweite Festconcert, Sonntag den 18. (6.) December, brachte die Missa solemnis in D in idealer Vollendung der noch viel schwierigeren Aufführung, wohl der schwierigsten, die es giebt. Das berühmte Violin-Solo im Benedictus gab genügend Grün, Helmesberger senior dirigierte.

Die Beethoven-Ultra's wollen, dass die Messe das bei weitem bedeutsamste Werk Beethovens sei, sie preisen überhaupt nur seine Werke dritter (letzter) Stylperiode (mit Opus-Zahlen über Opus 100 hinaus). Die Messe ist „gemacht“, sie ist „gewollt“, die instrumentalen Werke sind geworden, stehen natürlich da, durch ihre eigene Autorität, wie die Schöpfung in der Natur!

Die Ponderirung der Pole Instrumental, Vocal, gleiche Tonart (bei Beethoven sehr wichtig), Analogie in den Grundideen der Messe und Chor-Symphonie, die Stellen in denen die Messe Symphonie ist (Agnus), die Symphonie Messe (seid umschlungen Millionen, im Palestrinastyl), diese Berührungspunkte lassen mich beide Werke als „eins“ im Geiste erkennen, sie nur nach den Begriffen Kirche — Welt unterscheiden.

In der Messe schreibt Beethoven eine ideale Kirchengeschichte, in der Chor-Symphonie malt er das Bild aller Dualismen, aller Kämpfe mit dem Resultat

„Diesen Kuss der ganzen Welt!“

Damit ist die Messe die Geistesmutter der Chor-Symphonie. Was Schosser von den Tragödien des Aeschylus sagt, möchte man auf die Messe anwenden: „Sowohl ihrer ganzen Anlage nach, als auch in ihren Einzelheiten, mehr als menschlich erhaben und fast furchtbar hoch.“

Kyrie, Sanctus, Benedictus sind von überwältigender Schönheit, das Ganze ist wie ein weltgeschichtliches Drama behandelt, ist damit dramatisirt, weshalb die Wagnersche Schule das Werk als das höchste preist. Im Agnus findet sich eine durch Trompetenrufe eingeleitete instrumentale Kriegsepisode. Den Schlüssel zu diesem in einer Messe so ungewöhnlichen Moment geben die von Beethoven in die Partitur geschriebenen Worte: „Bitte um inneren und äusseren Frieden.“ Damit sind wir in eine um Schutz gegen Kriegsgefahr betende Gemeinde versetzt, aber auch ausserhalb der Grenzen einer Messe.

Es giebt dramatische Meisterwerke, die man besser liest als darstellen sieht. Man wende das auf die Messe an, ein opus stupendum. Für meinen Theil wäre mir eine jede der mittleren Symphonien, von der dritten (Eroica) an bei so grossen Kräften der Ausführung, lieber, sehr viel lieber gewesen, die grösste und gewagteste Häresie, die man dem Wagnerschen Anhang gegenüber, aussprechen kann.

Montag den 19. (7.) December war das letzte Festconcert, das in Kammermusik bestand. Das Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell in B, schlechtweg das Grosse genannt, fand durch den ganz ungenügenden Pianisten (Epstein) eine auffallend schwache Interpretation, die sich mit der Tradition des Trios in Petersburg nicht vergleichen konnte. Vortrefflich sang Walter den Liederkreis (*An die ferne Geliebte*), die Comperz das Busslied, Mailied, Neue Liebe, neues Leben.

Der Beethoven des Liedes (epitheton ornans) ist Franz Schubert, in dem ergreifenden Liederkreis stellt sich ihm Beethoven, dem das Vocale nicht Natur war, ebenbürtig als Gesangscomponist zur Seite. Die Pianofortebegleitung war dürftig. An diese legt man in Petersburg einen hohen Maassstab, hat man durch Anton Rubinstein darin Virtuosität erlangt.

Das Cis-moll-Quartett mit den Gebrüdern Helmesberger, Bachrich und Popper war eine dieses Quartettkolosses würdige. Sérow hat hier das Verdienst, gesehen zu haben was ganz Deutschland nicht gesehen hatte. Der erste Satz im Quartett (eine strenge

Fuge, was auch Sérow zuerst nachgewiesen hat) endet auf dem unisonus cis, von welchem der zweite unmittelbar in D-dur weiter geht. Um D-dur in Cis-moll zu erklären, hatte man zu den abenteuerlichsten Mitteln seine Zuflucht genommen, eine Tonart mit Doppelkreuzen u. s. w. fingirt. Sérow sagt organisch: „Die Fortschreitung von Cis nach D, um einen halben Ton, ist die transponirte „phrygische“ Sekunde (von e nach f) D-dur, somit keine Modulation, sondern organische Fortschreitung. Das ist höchstes Wissen in praktischer, ächt pragmatischer Anwendung. Das hat Niemand geleistet.“

Am Abend des fünften Festtages war Festbanket im Musikvereinssaale, in dem man die Sperrsitze geräumt hatte. Ein zahlreiches Publikum der höheren Stände füllte die Galerien, um die Tischreden zu hören. Man versammelte sich vor dem Banket im kleineren, immer noch sehr grossen Concertsaale des Hauses. Hier wurden die Deputirten und Ehrengäste aus Italien, England, den Vereinigten Staaten einander vorgestellt. Die Deputirten der Conservatorien von Neapel und Bologna, den Doctor der Musik Philippi an der Spitze, complimentirten mich über mein Buch, „Beethoven et ses trois styles“. Ich antwortete den Herren Italienisch, wie sie mich angeredet hatten, dahin, dass ich dieses Buch ganz und gar verwerfen müsse (io lo repudio), weil mir damals der dritte Styl in Beethoven unverständlich geblieben, dieser aber die Hauptsache sei; wollten die Herren somit etwas Weiteres in Beethoven erkennen, so müssten sie schon deutsch lernen und mein deutsches Buch über denselben grossen Gegenstand lesen. Die (Wiener) Presse vom 21. December sagt hierüber: „von fremden Gästen bemerkte man besonders den russischen Staatsrath Lenz und den Componisten Sérow.“ Während des Bankets gab das Orchester von Eduard Strauss die Tafelmusik, die mit der Fidelio-Ouverture in E begann. Vor der bereits beschriebenen Kolossalbüste Beethovens stand auf dem geleerten Podium des Orchesters ein in rothen Sammet gekleidetes Katheder, das den ganzen wogenden Saal dominirte.

Dr. Raindl, Ausschussmitglied, eröffnet die Reihe der Reden mit einem Trinkspruch auf den Landesherrn. Die Versammlung erhebt sich, ein magischer röthlicher Strahl erleuchtet den Kopf Beethovens, dër zu reden scheint, ein unbeschreiblich ergreifender Moment! Das Orchester von Strauss intonirt die Volkshymne.

Der Director des Hofopertheaters, Herbeck, bringt Beethoven den Trinkspruch. Begeisterte Zurufe, Strauss fällt ein mit der Coda der Egmont-Ouverture (Freiheitshymnus). Herbeck schliesst mit folgenden Worten: „Immer soll dir zujauchzen der Hymnus, den du selbst als Prophet (in den Ruinen von Athen) uns zugesungen: du hast den steilen Borak erstiegen, bist zum Himmel aufgestiegen, grosser Prophet, Kaaba! Kaaba!“

Das ganze Auditorium wiederholt Kaaba! Kaaba! Man hatte schon viel getrunken. Schreiber dieses gesteht, sehr stark, stärker als einem Gaste ziemt, Kaaba gerufen zu haben.

Der Minister für Cultus und Unterricht von Stremayr hält eine begeisterte, mehrmals durch Beifall unterbrochene Rede zu Ehren der Kunst, der Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, die von Nah und Fern kamen, die Bedeutung des Festes zu erhöhen, denen „man die Vertiefung in den Geist des erhabenen Tonherrs verdanke!“

Hierauf bringt Hofrath Unger den Trinkspruch auf Wien, den Ritter v. Wertheim beantwortet. Beide Reden greifen ans Herz der Versammlung, besonders die Stelle von Unger: „Ihn, den Unbeschreiblichen, schildern, wie ist es möglich? hier wohnte er, hier stürmte er, den Hut tief in die Stirn gedrückt, gedankenvoll durch die Strassen, hier wich ihm scheu und ehrerbietig die Menge aus, hier rang er mit den wilden Dämonen einer übermächtigen Phantasie, hier lebte er, hier starb er, hier ruht er aus von dem heissen Kampf des Lebens!“ (Stürmischer Beifall.)

Dichter Mosenthal widmet sein Glas den fremden Gästen, die Verbrüderung der Völker im Reiche der Kunst.

Hofrath Franz v. Dingelstädt, Präsident des Bankets, giebt, wie er sagt, dem russischen Ehrengast Lenz das Wort (Beifall im Saal). Das (Wiener) Fremdenblatt vom 21. December sagt: „Lenz hielt eine längere philosophische Rede, in der er das Wesen Beethovens zu definiren suchte.“ Die Wiener Presse vom 21. December: „Lenz schildert in tief empfundenen Worten Beethovens Bedeutung.“

Aus der Rede mögen hier einige Stellen Platz finden, weil sie die ganze Beethoven-Erkenntniss auf einige Sätze reduciren. Nach ausgesprochener Danksagung im Namen der Gäste für den ihnen in Wien gewordenen Empfang, nach einem Huldigungsgruss an Beethoven, dessen Büste Redner ansprach, fuhr dieser fort:

Es drängt mich, an dieser durch die Chorsymphonie und die Missa solemnis geheiligten Stätte an die Versammlung einige Worte vom Standpunkt der philosophisch-musikalischen Speculation zu richten, die Frage zu beantworten: „was war Beethoven auf aussermusikalischen Gebieten, auf den Gebieten des menschlichen Geistes überhaupt? Die Antwort ist: Beethoven war ein Denker, der in den Zeichen der Musik die Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens schrieb! (Beifall im Saal.) Dass Beethoven ein unerreichter Tondichter war, ist auf diesem Standpunkt ein secundärer Umstand. (Beifall.) Beethoven braucht man nicht zu hören, Beethoven liest man, wie man den Plato liest, wie man im Tacitus und Thukydides sich über Welthandel belehrt, wie man Shakespeare liebend bewundert, wie man mit Göthe und Schiller sympathisirt!

So liest man Beethoven! So lernt man diesen Geist kennen!

Eine zweite Frage ist: „Was war Beethoven auf specifisch-musikalischem Gebiete?“ Hier ist die Antwort: Er war die Variation in dem Sinne von Wandelung überhaupt, in dem Sinne von Vertiefung des menschlichen Gedankens in einen gegebenen Gegenstand (Thema, Motiv).

Beethoven ist die Variation in der Art, wie der Elephant die Variation des Wurms, der Vogel die Variation des Insekts ist.

Wie die unendliche Kette der Wesen in der organischen Natur sich aus der Zelle entwickelt, so entwickeln sich unendliche Ideenreihen in Beethoven aus dem Thema (Zelle).

Die Variation ist Beethoven, die Variabilität gegebenen Stoffes, ihm wird auch noch die Form der Variation zum Thema.

Geht man näher auf Beethoven ein, so ergibt sich bald, dass in ihm drei Beethoven enthalten sind, drei Gruppen specifisch verschiedener Style. Die erste geht bis an die erste Symphonie, bis an die Schwelle der zweiten, in runder Zahl bis Opus 20. Die zweite Gruppe umfasst die mittleren Symphonien, von der dritten (Eroica) bis zur achten. Diese, sechs an der Zahl, sind welt-historische Ereignisse, nicht nur unerreichte Instrumentaldichtungen. In diesem Schacht steht die Eroica, d. h. Alles, was von Helden und Heldenthum, nach Homer zu sagen, übrig geblieben war. Hier die C-moll-Symphonie, hier die Pastoral-Symphonie, von der jeder Frühling die letzte Auflage ist; hier stehen die glänzenden Gebilde der As-dur- und F-dur-Symphonie, hier die höchsten Spitzen der bis jetzt erreichten Kammermusik, bei der in diesem Augenblick

zu verweilen mir nicht erlaubt sein kann. Nur den Makrokosmos im Meister, den von ihm hingestellten Begriff Symphonie darf ich berühren. Mit Opus 100 (in runder Zahl) steht man vor dem dritten Styl, d. h. vor der höchsten philosophischen Spekulation in den Zeichen der Musik, die es giebt.

Am Nil, in der alten Königsstadt Theben, führt eine Allee viel bedeutsamer Sphinxen an die Wundertempel von Karnak — so führen die Sphinxen der fünf letzten Solosonaten, der fünf letzten Quartette an die Kolosse der Chor-Symphonie und Missa solemnis! (Beifall im Saal.) Bezeichnen wir die drei Gruppen mit Tradition, Persönlichkeit, Aussöhnung in der Persönlichkeit.

In Haydn-Mozartischem Geistesumgange, in den Rahmen und Formen dieser grossen Meister malte Beethoven anfangs selbstständige Bilder und zwar als unter diesem Horizont, unter diesem Winkel der Weltanschauung bereits vollendeter Meister. Nur ein solcher konnte die ersten drei Claviertrios (Op. 1), die Violin-Trios (Op. 9) Rafaelischer Farben, die sechs ersten Quartette (Op. 18), die fünfzehn ersten Sonaten, mit und ohne Begleitung, das Septuor (Op. 20) schreiben.

Anfänge hat somit Beethoven garnicht gehabt, sondern nur in sich abgeschlossene, an ihrem Platz und für sich vollständige Geltung habende Geistesprozesse. Nicht zum Vergnügen hört man Beethoven, zur Erweiterung und Läuterung aller Begriffe über menschliche Interessen hört man eine C-moll-Symphonie.

Ich darf nur noch dem Wunsche Worte leihen, dass in hundert Jahren, bei der Rückkehr dieses herrlichen Festes, dieselbe humanistisch künstlerische Gesinnung, derselbe brüderliche Geist, unsere Stelle einnehmen, die Grossherrlichkeit unseres Meisters auf die Massen übergegangen sein möge, wie sie bereits die Errungenschaft aller Gebildeten des Jahrhunderts ausmacht. (Beifall im Saal.) Die Vorredner erheben sich sämtlich von ihren Sitzen und empfangen den Redner beglückwünschend.

Nach längerer Pause besteigt Dingelstädt die Tribüne, um in feurigen Worten des deutschen Weibes zu gedenken, das dem Sänger der Leonore, Adelaide, Klärchens gefehlt habe, eine Mahnung, des edlen Wirkens der deutschen Frau zu gedenken. (Rauschender Beifall.) Frau Gabillon, die beliebte dramatische Künstlerin, dankt hierauf im Namen der deutschen Frauen und schwenkt dabei das Champagnerglas von der Tribüne über den jubelnden Saal. Herbeck bringt zum Schluss den Toast aller Frauen, auch der nicht

deutschen. Hiemit war das Banket zu Ende. Im anstossenden kleinen Concertsaal wurde schwarzer Kaffee servirt und alsbald ein Tänzchen improvisirt. Friede und Freude beherrschten alle Kreise. Als der Morgen graute, trennte sich die Gesellschaft, in der es nur noch Beethovengeschwister gab. Ein Fest sondergleichen.

Als ich Sérow in Petersburg im Januar 1871 wiedersah, nachdem er noch längere Zeit in Wien geblieben, erzählte er mir, dass er dort eine Vorlesung in deutscher Sprache über seine Entdeckung des „Monothematismus“ der Chor-Symphonie gehalten (über den Bau aller Theile derselben auf einem und demselben Thema, siehe oben) und die Leute nicht wenig erstaunt gewesen wären, einen so viel höheren Standpunkt in der Beethovenkritik aus Russland entgegennehmen zu müssen. „Man musste ein Darwin sein um das zu erkennen,“ sagte er. Es waren die letzten Worte, die ich aus seinem Munde vernehmen sollte. Ich erfuhr seinen plötzlichen Tod auf eine mich besonders erschütternde Weise. Seit mehreren Wintern waren wir regelmässig zu den „matinées und soirées musicales“ eingeladen worden, die der Grossfürst Konstantin, ein grosser Musikkenner und tüchtiger Cellist, im Marmorpalais zu geben pflegt und denen der Kaiser, die Kaiserin, die Grossfürsten beiwohnen. Die Liste der Eingeladenen geht gewöhnlich den Tag vorher mit einem Hoffourier herum. Die Geladenen vermerken an ihren Namen, ob sie kommen oder verhindert sind. Den Abend vor einem Morgenconcert im Palais kam eine solche Liste an mich. Ich stand auf derselben immer mit Sérow zusammen, weil wir gleichen Rang hatten. Ich fragte den Fourier, warum Sérow noch nicht unterschrieben habe? Die Antwort war, er ist vor einer Stunde an einem Aneurysmus gestorben, seine Frau hat mir aufgetragen, das dem Grossfürsten persönlich zu melden.

Den andern Tag war bei Hofe nur von dem das allgemeinste Interesse erregenden Verlust die Rede. Die Concerte finden in einem zweistöckigen grossen Saale gothischen Styls statt, der einer Kirche gleicht, auch fehlte nicht die bei Oratorien gebrauchte Orgel. Mehrere Reihen Lehnstühle nehmen die Zuhörer auf, die erste Reihe ist für die Kaiserin und die Grossfürstinnen, sonst setzt man sich wie man will und kann. In der Mitte der Lehnstühle bleibt ein Durchgang. Als die Grossfürstin Helena durch diesen auf ihren Platz ging, blieb sie mehrmals stehen und sagte laut: „quelle perte! quelles connaissances générales!“ Der Name Sérow war in aller Mund. Die Wittve wurde pensionirt. Die Grossfürstin

Helena bestimmte Sérow den Platz des Directors des Conservatoriums, der bald vacant wurde. Im Augenblick, wo Sérow aus eigener Kraft aus den drückendsten Verhältnissen sich zu einer gesicherten Lebenslage durchgekämpft hatte, ward er ein Opfer des Todes! Sérow ist Verfasser dreier Opern: „Judith“, „Rogneda“, „Die feindliche Macht“, alle drei haben grossen Erfolg gehabt und erhalten sich auf dem Repertoire der russischen Oper des Marien-Theaters. Meiner und Vieler Anschauung nach sind diese Werke weniger Opern als Recitative, in so und so viel Acten, mit einigen Gesangsnummern und Chören, ein Schauspiel „sui generis“ nach Wagnerschen Recepten, ohne melodische Erfindung, aber die Frucht grosser Kenntnisse und erlangter Fertigkeiten (Instrumentation). Herz und Einbildungskraft finden hier keine Nahrung, wie sie nicht im Spiel waren. Ein Buch über die Chor-Symphonie, wie er Absicht und Willen oft äusserte, hat Sérow nicht geschrieben, nur zahlreiche musikalisch-kritische Artikel in Tagesblättern, die damit leider so gut wie verloren sind. Er war Censor an der Post, nachdem er Justizposten bekleidet hatte. Seiner Popularität bei allen Anfeindungen in der Presse that der Umstand beträchtlichen Vorschub, dass er ein Russe mit russischem Namen war. Die Grossfürstin Helena veranstaltete ein solennes Leichenbegängniss ersten Ranges. Tausende aus dem Volk folgten der Leiche. Der Zug hatte dem Marien-Theater vorbei zu kommen. Die denselben begleitende Geistlichkeit wurde veranlasst, vor dem Theater stehen zu bleiben und ein Gebet zu halten. Pretium, magister, triste habet! — Das war der Ausgang eines Kopfes, dessen ungewöhnliche Fähigkeiten nach allen Seiten, dessen eiserner in russischen Verhältnissen beispielloser Fleiss, dessen Kraft und Ausdauer nur in einer besonderen Arbeit zu würdigen wäre, in dem Rahmen seiner Zeit, die sich bereits wesentlich geändert hat.

---

## Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga.

Bericht über die 397. Versammlung am 12. Februar 1875.

Eingegangen waren:

Von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen: Bremisches Jahrbuch. Bd. 6 u. 7. Bremen 1872--74. — Von dem estnischen literarischen Verein zu Dorpat: *Mahtaramat* 1874. *Tartus* 1875. — Von dem estländischen statistischen Comité zu Reval: Jordan, die Resultate der Volkszählung von Reval am 16. November 1871. Reval 1874. — Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz: Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 51. Görlitz 1874. — Von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz: Archiv für schweizerische Geschichte. Bd. 17. Zürich 1871. — Von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel: Vischer, das Urner Spiel von Wilhelm Tell. Basel und Genf 1874. — Von der finnischen Literaturgesellschaft zu Helsingfors: *Suomalainen ja Ruotsalainen Sanakirja*. Wihko 7 u. 8. Helsingissä 1874. — Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg: Bulletin. XX, 2. — Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Magdeburg: *Geschichtsblätter*. 9, 4. Magdeburg 1874. — Von der lettisch-literarischen Gesellschaft: *Magazin*. 15, 3. Mitau 1874. — Angekauft: *Karwowski, Weielenie Inflant do Litwy i Polski 1558—1561 roku*. Posnan 1873. — *Hanserecense*. Bd. 3. Leipzig 1875. — Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs. Theil VI. Bremen 1869.

Verlesen wurde ein Brief des Herrn Ingenieur-Capitäns H. von Berg über einige von ihm in Dünamünde gefundene und der Gesellschaft zum Geschenk dargebrachte Alterthümer. Das merkwürdigste derselben bestand in einem Stein mit der eingehauenen Inschrift: „Anno domini MCCCXCIII“ und zwei Wappenschildern, deren Inhalt nicht mehr zu erkennen ist. Gefunden wurde dieser Stein in der Mauer einer im Jahre 1869 demolirten schwedischen Kasematte, die in der Zeit von 1670 bis 1690 erbaut worden ist.

Dr. A. Poelchau gab den folgenden Beitrag zur Geschichte des Erbrechts der samenden Hand:

Es ist bekannt, dass in unseren baltischen Landen bei Lehn-  
guterbschaften im fünfzehnten Jahrhundert, wenn mehrere Söhne  
eines verstorbenen Vaters nachblieben, diese an der Erbschaft des  
Gutes die samende (gesammte) Hand hatten. Die Lehnsgüter nach  
dem Rechte der samenden Hand konnten nur auf männliche Erben,  
nicht aber auch auf weibliche übergehen, wie dieses aus mehr-  
fachen urkundlichen Belegen festgestellt wird.<sup>1)</sup> Jedoch hat schon  
Bunge in seiner Geschichte des Liv-, Est- und Kurländischen  
Privatrechts auf eine Ausnahme von obiger Regel hingewiesen.  
Er sagt (pag. 72 Anm. 6): „Merkwürdig ist der leider nur im  
Auszuge bekannte Gnadenbrief Kaiser Friedrich III. vom 15. Mai  
1448 (Briefl. Nr. 193), durch welchen dem Claus Ixkull, der seine  
Lehngüter im Stift Dorpat nach dem Rechte der samenden Hand  
besass, die Befugniss ertheilt wird, solche Güter auf seine Töchter  
zu vererben.“ Zu dieser hier von Bunge als einzige Ausnahme von  
der Regel aufgeführten Urkunde fügt sich ein jüngst mir im kur-  
ländischen Flecken Talsen in die Hände gekommenes Original-  
Transsumpt aus dem XVI. Jahrhundert, enthaltend zwei Urkunden  
desselben Jahrhunderts. Das Transsumpt ist auf Pergament von  
den Bürgermeistern und Rathsherren der Stadt Riga Anno 1574  
ausgestellt, leicht zu lesen und wohlerhalten, mit noch anhangen-  
dem wächsernen Siegel. Das ganze Transsumpt wörtlich wieder-  
zugeben wäre zu weitschweifig, zur Erläuterung und Beglaubigung  
des Gesagten genügt aber auch die folgende Regeste:

Bürgermeister und Rathmannen der Stadt Riga transsumiren am  
Sonnabend vor Estomihi (20. Februar) 1574 auf Bitten des Philipp  
von Altenbockum folgende Urkunden:

1. Hermann von Brüggenei, genannt Hasenkamp, Meister des  
deutschen Ordens zu Livland, bezeugt, dass Philipp von Alten-  
bockum und seine Erben, falls gegen innere oder äussere Feinde  
des Landes gerüstet werden soll, von dem Rossdienst oder jeder  
andern Pflicht befreit sei und dass er ihm und seinen Erben auf  
alle ihre gegenwärtigen und in der Zukunft noch zu erwerbenden  
Güter die gesammte Hand verleihe und bestimmt, dass, falls die  
Brüder Johann und Jörgen von Altenbockum ohne Erben versterben  
sollten, ihre Güter an Philipp von Altenbockum und dessen Erben

<sup>1)</sup> Vergl. die Urkunden Erzbischof Michaels v. 27. Februar 1494 (Briefl.  
Nr. 466); Lehnsbrief v. 13. Mai 1453 (Briefl. Nr. 216); Gnadenbrief Hermanns  
von Brüggenei vom Jahre 1546.

fallen sollen. Falls diese aber ohne männliche Erben verbleiben, so sollen die Güter an seine Töchter und deren Erben fallen. Ebenso soll es auch mit den Gütern der Franken sein, da die von Altenbockum und die Franken die gesammte Hand an den Gütern haben, wie sie ihnen von Walter von Plettenberg verliehen worden etc. Auch wird dem Philipp von Altenbockum und seinen Erben auf deren Gütern ein frei Halsgericht zugestanden und verliehen; auch soll auf seinen und seiner Erben Gütern Niemand ohne sein Wissen Bau- oder Brennholz fällen dürfen. Ebenso soll es auch mit dem Wild sein etc. Ferner hat er, der Ordensmeister, mit Gerd von der Brücken, als Vormund des Philipp von Altenbockum in dessen unmündigen Jahren, den alten Lehnbrief, der auf alle Güter der von Altenbockum lautet, durch Walter von Plettenberg erneuen lassen. Diesen, wie auch einen Lehnbrief auf das Gut Angern, dem verstorbenen Johann von Altenbockum durch Walter von Plettenberg gegeben, hat Gerd von der Brücken in Verwahrung genommen. Schliesslich bekennt der Ordensmeister, dass Jürgen von Altenbockum sein väterliches Erbe seinem Bruder Philipp für die Summe von 6000 Mark Rigisch erb- und eigenthümlich übergeben. Gegeben und mit dem Siegel versehen in unserem Hause zu Wolfahrt am Tage Maria Heimsuchung (2. Juli) 1547.

2. Heinrich von Galen, Meister des deutschen Ordens zu Livland, bezeugt, dass Philipp von Altenbockum ihm eine alte Grenzbestimmung vorgezeigt, worin die Grenze Sackendorff, Rotten und Syrkell begriffen ist. Dieselbe nimmt ihren Anfang an der Darnitzen Brücke, wo ein Eichbaum mit einem Kreuze sein soll, geht dann bis an die Angerische See und von dort wieder zur Darnitzen Brücke. Philipp von Altenbockum beklagt sich über Verletzung der Grenzzeichen, daher die Grenze nun folgendermassen festgestellt wird: von der Darnitzen Brücke beginnend geht sie rechts bis an die Franken Grenze, dieser folgend bis an die Angerische See, dann längst der See bis an den Peltzenbach, weiter den Bach aufwärts bis an den Bocksberg, von dort zum Habichtsberg, dann an die Stifts-Grenze und mit derselben bis an die Salz-See, weiter dann längst dem Strande bis an das Dorf Reckzaden und so fort. Philipp von Altenbockum erhält für sich und seine Erben frei Fischerei in der Angerischen See und in „unseres Ordens Mitouischen Wildnussen unverhindertt frey baw- und brenn holtz.“ — Mit dem Siegel versehen und gegeben zu Wenden den 12. März 1557.

Herr Stadtbibliothekar Berkholz verlas den folgenden Aufsatz:

In dem erst unlängst herausgekommenen Hefte unserer „Mittheilungen“ befindet sich unter Anderem auch meine im Sonderabdruck schon zu Anfang 1872 erschienene Abhandlung über den Bergmannschen Codex der livländischen Reimchronik. Anknüpfend an den letzten Abschnitt derselben, der von Brotze's und Gustav Bergmanns Abschriften dieses Codex handelt, möchte ich heute noch von einigen andern handschriftlichen Materialien zur Reimchronik erzählen, die bis jetzt unbekannt geblieben sind. Sind sie auch nur von geringem oder gar keinem wissenschaftlichem Belange mehr, so verbleibt ihnen wenigstens doch der Werth — literärischer Curiositäten.

1. Zäpelihn. In der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg befindet sich ein 599 Seiten starker Folioband (Msc. germ. histor. in folio Nr. 166), der eine Abschrift der livländischen Reimchronik nebst Glossar und verschiedenen Excursen enthält. Der Abschreiber, beziehungsweise Verfasser ist nicht genannt; aus seiner Handschrift aber habe ich ihn als jenen Peter Dan. Friedr. Zäpelihn erkannt, von dem das Schriftsteller-Lexikon Recke's und Napiersky's angiebt, dass er, aus Rostock gebürtig, Hauslehrer in Livland gewesen, dann bei der im Jahre 1805 errichteten Universität Kasan zum Professor der allgemeinen Staatengeschichte, Geographie und Statistik ernannt, 1819 entlassen und 1822 Bibliothekar der Admiralität in St. Petersburg <sup>1)</sup> geworden sei. Seine Hauslehrerschaft in Livland fällt in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Er war mit Brotze und Gustav Bergmann bekannt und hat ohne Zweifel durch sie die eben erst aufgetauchte Reimchronik kennen gelernt. Ob seine Abschrift derselben direct nach dem damals Liborius-Bergmannschen Codex oder nach einer der Abschriften Brotze's oder Gustav Bergmanns angefertigt ist, habe ich nicht untersuchen können. Vorangebunden ist ihr ein Exemplar des seltenen Rujenschen Druckes der ersten 456 Verse der Reimchronik, und erst wo dieser endet, fängt die Abschrift Zäpelihns an.

<sup>1)</sup> D. h. des hydrographischen Departements der Admiralität, welches eine grosse und keineswegs auf die nächsten Zwecke dieses Departements beschränkte, zumeist von dem dänischen Minister Bernstorff herstammende Bibliothek besitzt und dessen langjähriger Bibliothekar in neuerer Zeit unser Mitglied Staatsrath Th. Kuchczynski gewesen ist.

Der Inhalt des ganzen Bandes gliedert sich folgendermassen: pag. 1 bis 457 Text der Reimchronik mit vielen Randbemerkungen, unter denen einige von Brotze's Hand, pag. 458—481 Glossarium, pag. 482—485 Index über Alnpeks Chronik; ferner Notationes chronologicae, Ueber die Quellen der livländischen Geschichte, Additamenta ad Alnpekium ex Duisburg et Chronico equestri; endlich pag. 540—587 Geographia et historia Livoniae. In derselben Petersburger Bibliothek (Msc. germ. histor. in folio Nr. 167) wird auch eine zweite Arbeit Zäpelihs aufbewahrt, die überschrieben ist „Geschichte Livlands“, ein, wie es scheint, nicht endgültig ausgearbeiteter Entwurf, übrigens mit reichlichen Ljteraturanzeigen, Tabellen der Ordensmeister, Bischöfe etc. ausgestattet und bis 1710 herabreichend. Beide Handschriften habe ich selbst einst, während meiner Dienstzeit in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, für dieselbe von einem gewissen Petersburger Antiquar eingehandelt, ohne noch damals ihren Verfasser bestimmen zu können. Die Handhabe dazu fand ich erst später in einem Convolut der livländischen Ritterschaftsbibliothek (Msc. 3), welches unter Anderem auch einen kleineren Aufsatz Zäpelihs, überschrieben „Versuch einer Chronologie für Alnpeks Chronik“, enthält. Alle aufgezählten Bemühungen dieses Mannes in der livländischen Geschichtsforschung, so werthlos sie uns auch sein mögen, zeugen doch von einem für die damalige Zeit achtbaren Quellenstudium, und recht merkwürdig ist es insbesondere, dass Zäpelihs auch schon den *Canonicus Sambiensis* (nach einer von Siegfried Bayer angefertigten und in der Bibliothek des Grossfürsten Konstantin in St. Petersburg aufbewahrten Abschrift) gekannt und zu würdigen verstanden hat.

2. *Narbutt*. Theodor Narbutt, verabschiedeter Ingenieur-Capitän und Verfasser einer Geschichte Littauens in neun Bänden (*Dzieje starozytne narodu litewskiego*. Wilno 1835—1841) verdient auch in weiteren Kreisen als den durch die Kenntniss der polnischen Sprache begrenzten bekannt zu werden als ein Beispiel von Geschichtsfälschung, wie es seit dem 16. Jahrhundert kein ärgeres gegeben hat. Mit ganz unglaublicher Dreistigkeit weiss dieser strebsame Littauer dem ihn drückenden Mangel an wirklichen Geschichtsquellen abzuhelfen. Alte Handschriften und unerhört seltene Drucke, Grabsteine, Münzen und Götzenbilder, die ausser ihm Niemand gesehen hat und die auch niemals existirt haben, weiss er auf das genaueste zu beschreiben. Auch Volkslieder fälscht er oder fertigt er sich neu an, je nach seinem Bedarf. Und dennoch gilt er

wenigstens seinen Landsleuten noch immer als bedeutendste Autorität in Sachen der littaunischen Geschichte. Ja, erst neuerdings haben seine mythologischen Schwindeleien auch die lettische Literatur zu verunreinigen angefangen. Von ihm nun liegen mir mehrere aus dem Städtchen Lida oder dessen Nachbarschaft datirte Briefe an C. E. Napiersky vor, die mit des Letzteren sonstigem literärischen Nachlass in die rigasche Stadtbibliothek übergegangen sind. Meistens handelt es sich in diesen Briefen um Königsberger Urkunden, die Napiersky aus dem ritterschaftlichen Abschriften-Corpus für Narbutt abschreiben zu lassen erbeten wird, oder um gedruckte livländische Geschichtswerke, die Narbutt aus Riga zu beziehen wünscht. Unsere Reimchronik aber betrifft ein Brief vom 10. September 1840. Um den fabelhaften littaunischen Grossfürsten Ringold, angeblich Mendogs-Vater, den keine gleichaltrige Quelle kennt, zu retten, verfällt Narbutt darauf, ihn mit dem Gerpold der Reimchronik zu identificiren. Er besitze, schreibt er, abschriftlich aus einem vollständigeren „Exemplar“ des Alnpeke die Ergänzung der Lücke im Bergmannschen Codex; an einer Stelle dieser Ergänzung aber werde Mendog ausdrücklich Gerpolds Sohn genannt. Die betreffenden Verszeilen seien folgende:

So geschae zwifels ohne  
 Sie waren Gerpolds beide sone  
 Kunics d' Ploskower rusen  
 Aus littower blut entsprusen.

Beide, so wird noch zur Erklärung hinzugefügt, „das heisst Erdzwill und Mendog (Irwille und Mindowe)“. Das Antwortschreiben Napiersky's haben wir nicht, aber aus dem nächsten Briefe Narbutts, erst vom 27. November 1842, ersieht man, dass Napiersky ihn unterdess belehrt haben muss, wie auch er aus Heidelberg eine Ergänzung der Lücke erlangt habe, die aber die schönen Verse Narbutts nicht enthalte, worauf Letzterer sich entschuldigt: „Ich freue mich herzlich, dass Sie unseren alten Alnpeke wollen ver vollständigen durch Heidelbergische Copie desselben. Ich muss gestehen, dass mir ein kurzer Auszug aus einen, ich weiss nicht wo gefundenen Manuscript zugeschickt wurde; nemlich die Stelle, wo die Rede von Gerpolds Söhne ist. Ich werde weitere Nachfrage thun, um den ganzen Manuscript zu erhalten, und wenn es mir gelingt, werde ich es Ihnen übersenden.“ — Narbutt war offenbar ebenso kühn als umsichtig. Seine mangelhafte Kenntniss der deutschen Grammatik und Orthographie hält ihn selbst von einem

Versuche zur Interpolirung eines mittelhochdeutschen Reimwerks nicht ab, aber er probirt auch die Wirkung seiner Verse auf einen Sachverständigen, ehe er sie zu veröffentlichen wagt. Hätte er nichts von einer vollständigen Heidelberger Handschrift zu hören bekommen, so wäre sein Stammbaum der littaaischen Fürsten höchst wahrscheinlich um eine Begründung aus der Lücke unserer Reimchronik reicher geworden.

3. Kallmeyer und Napiersky. Zu dem schon erwähnten, jetzt in der rigaschen Stadtbibliothek aufbewahrten literarischen Nachlass Napiersky's gehört auch sein vollständig erhaltener Briefwechsel mit Kallmeyer. Aus diesem liesse sich, wenn daran gelegen wäre, bis in das Einzelste bestimmen, welchen Antheil jeder von ihnen an der Herausgabe der Reimchronik in den *Scr. rer. Liv.* gehabt hat. Im Allgemeinen ist bekannt, dass Kallmeyer die Einleitung, den Commentar und das Register, Napiersky die Paraphrase und das Glossar angefertigt hat.<sup>1)</sup> Aus dem Briefwechsel ersieht man, welche thätige Mitwirkung jeder von ihnen auch der Arbeit des Andern zugewandt hat. Wer aber von ihnen hat eigentlich den Text gemacht? Der Briefwechsel giebt folgende Antwort. Zuerst wurde auf Kallmeyers Vorschlag angenommen: „der Text wird genau nach Bergmanns Ausgabe, jedoch mit Interpunction und Absätzen geliefert“. Es war also nur ein Redacteur für Interpunction und Absätze, gewissermassen nur ein verständiger Druckcorrector nöthig. Später stossen beiden Herausgebern, jedem bei seinem Theil der Arbeit, Zweifel an der Richtigkeit mancher Bergmannschen Lesarten auf und sie haben beide die Brotzesche Abschrift der Reimchronik zu Rathe gezogen, aber beide nur gelegentlich und ohne durchgängige Vergleichung. Napiersky äussert sich darüber, wie folgt: „Uebrigens ist Brotze's Abschrift, meinem Bedünken nach, von keinem sonderlichen Werth. Sie mit dem gedruckten Texte zu vergleichen, um Lesarten herauszufischen, dazu habe ich, wie ich aufrichtig bekennen muss, keine Lust und Zeit. Es möchte auch nichts Entscheidendes abgeben, wenn man die Originalhandschrift nicht zu sehen bekommt und darnach mit eigenen Augen ermitteln kann, was das Richtige in jedem Falle sein dürfte. Aber daran ist gar nicht zu denken, denn Trey, welcher jetzt hier ist, gewährt mir nicht einmal einen Blick in dieselbe, um den Werth oder Unwerth der Marginalien beurtheilen

<sup>1)</sup> *Scr. rer. Liv.* I pag. 501. Beise, Nachträge zum Schriftst.-Lex. II, 72.

zu können; er will sie anders nicht herausgeben, als wenn man sie ihm abkauft.“ — Und später Kallmeyer, nachdem auch ihm die Brotzesche Abschrift zur Benutzung überschickt war: „Ich habe keine vollständige Vergleichung angestellt, aber Brotze's Handschrift immer zu Rathe gezogen, wo mir der gedruckte Text schwierig oder verdächtig erschien, und in den meisten Fällen auf überraschende Weise Aufklärung gefunden.“ Die auf diesem Wege gefundenen Textverbesserungen legt Kallmeyer seinem Briefe bei, indem er bemerkt: „Wie Sie nun diese Lesarten benutzen wollen, werden Sie am besten ermesen; ich möchte jedoch rathen die meisten derselben geradezu in den Text aufzunehmen, und Bergmanns Fehler unter demselben anzugeben. Es kann ja nichts daran liegen, dem Abdruck gar zu ängstlich zu folgen, sondern einen richtigen Text zu liefern.“ — Somit zeigt es sich, dass beide Herausgeber an der Gestaltung des Textes in ziemlich gleichem Maasse betheiligt gewesen sind und dass ich ebenso Unrecht gehabt habe, dieselbe allein Napiersky zuzuschreiben, als Professor L. Meyer, sie allein auf Kallmeyers Rechnung zu setzen. Merkwürdiger aber als dieses Ergebniss ist es zu sehen, wie die Herausgeber erst während ihrer Arbeit sich zu der Einsicht erheben, es könne ja nichts daran liegen, der ersten gedruckten Ausgabe gar zu ängstlich zu folgen. Die von dem Verleger Frantzen seinen „Scriptores“ gegebene Begriffsbestimmung, dass sie, im Unterschiede von den auf Inedita ausgehenden „Monumenta“, nur ein Wiederabdruck selten gewordener Druckwerke sein sollten, hat wie ein böses Verhängniss über seiner Ausgabe sowohl der Reimchronik als auch Heinrichs von Lettland gelastet. Wie freilich von Russow, Henning, Horner u. s. w. nur die alten Originaldrucke neu aufzulegen waren, so glaubte Frantzen, dass es auch bei Heinrich und der Reimchronik mit der Wiedergabe einerseits des Gruberschen, andererseits des Liborius-Bergmannschen Textes gethan sei. Die Mangelhaftigkeit dieser ersten Drucke war noch nicht bekannt, und Hansen, Kallmeyer, Napiersky haben sich durch die falsch gestellte Aufgabe in einer Weise fangen lassen, wie es heutzutage selbst viel schwächeren Köpfen nicht mehr begegnen könnte.

4. Jakob und Wilhelm Grimm. In der Berliner Universitätsbibliothek habe ich Gelegenheit gehabt, ein aus dem Nachlasse der beiden Grimm in dieselbe übergegangenes Exemplar der Pfeifferschen Ausgabe unserer Reimchronik einzusehen. Von beider

Brüder Händen sind darin Notizen eingetragen, wie sie ihnen beim Durchlesen einfielen, theils neben dem Texte, theils auf besonderen Blättern am Ende des Buches. An letzterem Ort notirt namentlich Wilhelm mehrere ungenaue Reime und eine Anzahl von Wörtern, die ihm in irgend einer Hinsicht merkwürdig gewesen sein müssen. Im Texte sind viele Verse, offenbar wegen ihres sachlichen Interesses, unterstrichen. Neben dem Text aber stehen hie und da Verbesserungsvorschläge, alle, mit Ausnahme nur eines, von Jakobs Hand. Es sind folgende:

v. 1639 (richtiger 1641) *is wirt* f. *ez* (Codd. *es*) *wirt* mit Verweisung auf v. 1657 (1659) als Parallelstelle.

ebendasselbst im Texte: *winter kalden* durch einen Strich zu einem Worte verbunden.

v. 2222 (2224) von Wilhelm: *über, úzer*, und unmittelbar darunten von Jacob: „*aber ist recht, denn der sinn fordert: wenig, 2234, 2251.*“

v. 2660 (2662) *lät* = *ladet* f. *bat*.

v. 3050 (3052) *man* einzuschieben zwischen das zweimalige *daz*.

v. 3084 (3086) *über* f. *úwer* (Cod. *euwir*), welche „schöne Verbesserung“ Pfeiffer selbst schon 1845 aus einem Briefe J. Grimms in den Heidelb. Jahrb. Jahrg. 38, H. 1, S. 160 bekannt gemacht hat.

v. 3638 (3640) *und* f. *in*.

Ich enthalte mich jeder Bemerkung zu diesen Conjecturen. Jedenfalls verdienten sie mitgetheilt zu werden wegen des grossen Namens, der dadurch zu unserer livländischen Reimchronik in Beziehung tritt.

Beiläufig berichtige ich noch einen Fehlgriff meiner Abhandlung aus dem Jahre 1872. Es wird da, pag. 61 der Ausgabe in den Mittheilungen, eine Randbemerkung des Bergmannschen Codex, welche durch Beschneiden die ersten Buchstaben jeder Zeile eingebüsst hat, in einer Weise ergänzt, die ich jetzt für ganz verunglückt erklären muss, da vielmehr die folgende von Herrn Dr. Koppmann mir an die Hand gegebene Herstellung des Fehlenden das Richtige treffen dürfte:

gleich  
der rechten  
chroniken  
darin nicht  
anders ludende.

Die „rechte Chronik“, deren Erzählung hier als gleichlautend befunden wird, hat ohne Zweifel die ältere Hochmeisterchronik zu bedeuten (vgl. Scr. rer. Pruss. III, 556). Das entsprechende Excerpt der jüngeren Hochmeisterchronik ist zu kurz gehalten, als dass ihre Uebereinstimmung mit der Reimchronik gerade an dieser Stelle hätte auffallen können.

---

## Bericht über die 398. Versammlung am 12. März 1875.

### Eingegangen waren:

Von dem historischen Verein für Niedersachsen: Zeitschrift, Jahrg. 1873. Hannover 1874. — Von der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte: Zeitschrift, IV, 2 u. V, 1. Kiel 1873—1874. Quellensammlung, IV, 1. Kiel 1874. Urkundensammlung, IV, 1. Kiel 1874. — Von dem historischen Verein für das Grossherzogthum Hessen: Archiv, XIII. Darmstadt 1874. — Von der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Krakau: Monumenta medii aevi historica res gestas Poloniae illustr. T. 1. Cracoviae 1874. Walewski, Dzieje bezkrólewia po skonie Jana III. T. 1. Krak. 1874. Helcel, pism pozostalych wyd. posmiertne. T. 1. Krak. 1874. Niemiecko-polski slownik wyrazów prawn. i administr. Krak. 1874. Pamietnik. Wyd. mat.-przyrodniczy. T. 1. Krak. 1874. Rozprawy i sprawozdania z posiedzen. Wyd. filolog. T. I. Wydz. hist.-filoz. T. II. Wydz. matem.-przyrod. T. I. Krak. 1874. Sprawozdanie komisji fizyograficznej. T. VIII. Krak. 1874. — Von dem Altmärkischen Verein zu Salzwedel: Achtzehnter Jahresbericht. Magdeburg 1875. — Von dem Naturforscherverein zu Riga: Correspondenzblatt. XXI, 5. 8. — Vom Smithsonschen Institut zu Washington: Report for the year 1872. Washington 1873. — Von der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat: Sitzungsberichte, 1874. Dorpat 1875. — Von der Kaiserl. Universität zu Dorpat: Doubletten-Katalog der Universitätsbibliothek. Dorpat 1875. — Von der Kaiserlichen Naturforschergesellschaft zu Moskau: Bulletin, 1874. 3. Moscon 1875. — Von Herrn Dr. Hildebrand: dessen Arbeiten für das liv-, est- und kurländische Urkunbenbuch im Jahre 1873—1874. Sonderabdruck aus der „Rig. Ztg.“ 1874. — Von Herrn Dr. W. v. Gutzeit: einige Rechenschaftsberichte des Rigaer Frauenvereins, der Rigaer Mobiliarversicherungsgesellschaft und der Direction der Riga-Dünaburger Eisenbahngesellschaft.

### Ferner für die Münz- und Alterthümersammlung:

Von Herrn Ingenieur-Capitän H. v. Berg in Dünamünde: 39 in Dünamünde gefundene Münzen, darunter ein besonders gut erhaltener Dreipöcher oder rigascher Ferding aus dem Jahre 1669. — Von Herrn Dr. W. v. Gutzeit: 16 russische Münzen aus dem gegenwärtigen und dem vorigen Jahrhundert

nebst zwei schleswig-holsteinischen vom Jahre 1787 und einer des Städtchens Rheda von 1659. — Von Herrn Literaten R. Schilling: einige römische Antiquitäten aus der Kaiserzeit, in Florenz gekauft.

Herr Stadtbibliothekar Berkholz legte den unlängst erschienenen 23. Band der Monumenta Germaniae historica zur Ansicht vor, um auch die darin enthaltene grössere Ausgabe Heinrichs von Lettland der ihr gebührenden Beachtung zu empfehlen, nachdem der daraus angefertigte Sonderabdruck („in usum scholarum“, wie die übliche Formel lautet) schon der vorhergehenden Versammlung vorgelegen hatte. Dazu machte er die folgenden Bemerkungen.

Die uns allen so geläufige Chronik unseres Heinrich von Lettland ist uns doch nur gleichsam in einer entstellenden Uebersetzung bekannt gewesen. Ihre wahre Gestalt enthüllt sich erst jetzt, in demselben Augenblick, da sie dieser monumentalsten Sammlung deutscher Geschichtsquellen eingereiht wird.

Zwar schon seit mehreren Jahren hatte man nicht nur einen allgemeinen Begriff davon, ein wie verderbter Text uns in den bisherigen Ausgaben vorliege: durch Schirrens Beschreibung des Codex Zamoscianus (1865) und Pabsts Uebersetzung der Chronik Heinrichs (1867) war man auch schon so ziemlich über die Gesammtheit der in die Vulgata einzuführenden besseren Lesarten unterrichtet. Aber eine vollständige Darstellung des Textes, wie er fortan zu sein hat, wird uns eben erst hier zum ersten Male geboten.

Dass auch die eingehendste Nachprüfung an diesem neuen Texte nicht mehr viel zu ändern vermögen wird, dafür bürgt uns einerseits die Vollständigkeit des benutzten Handschriftenapparats und andererseits die Autorität eines Herausgebers wie Dr. Wilhelm Arndt.

Was insbesondere die Vollständigkeit des Handschriftenapparats betrifft, so ist es gerade eines der Verdienste dieser neuen Ausgabe, dieselbe festgestellt zu haben. Hatte bisher noch der Gedanke Spielraum, dass sich in Rom, in Schweden oder sonstwo ausserhalb Livlands unbekannte Handschriften unseres Heinrich verbergen könnten, so ist derselbe jetzt aufzugeben. Was die Herausgeber der Monumenta Germaniae bei ihren über alle Archive und Bibliotheken Europa's sich erstreckenden Nachforschungen nicht aufzufinden vermochten, hat überhaupt keine Wahrscheinlichkeit der Existenz mehr für sich.

Das Schema Dr. Arndts für die von ihm aufgezählten und beschriebenen Handschriften ist folgendes:

I. nichtinterpolirte:

- 1) die Zamoyskische, Anfang des 14. Jahrhunderts, in Warschau;
- 2) die Skodeiskysche, Anfang des 17. Jahrhunderts, in der rigaschen Stadtbibliothek;
- 2a) Gustav Bergmanns Abschrift, ca. 1800, in der Bibliothek unserer Gesellschaft, Abschrift der vorigen;
- 3) die des revalschen Gymnasiums, Mitte des 17. Jahrhunderts, gegen Ende einen interpolirten Text darbietend;
- 3a) die der estländischen literarischen Gesellschaft, Abschrift der vorigen;

II. interpolirte:

- 4) die einst Grubersche, jetzt in Hannover, „nicht älter als aus dem Ende des 16. Jahrhunderts“;
- 5) Joh. Witte's Abschrift, 1653, in der rigaschen Stadtbibliothek, Abschrift eines jetzt verlorenen Codex Oxenstierna in Stockholm;
- 5a) die Knüpfersche, 1660, in Dorpat, Abschrift der vorigen;
- 6) die jetzt verlorene Tideböhlsche, früher in Reval.

Also neun an der Zahl. Alle wichtigeren unter ihnen (1, 2, 3, 4, 5) haben dem Herausgeber selbst vorgelegen. In Betreff der übrigen hat er sich mit Recht an den gedruckten Angaben oder brieflichen Mittheilungen Anderer genügen lassen. Insbesondere habe ich die Ehre über 2a, 5a und 6 ihm als Quelle gedient zu haben und als solche citirt zu werden. Da ich aber an meinen nun schon vor zehn Jahren gemachten Mittheilungen unterdessen Einiges als mangelhaft oder unrichtig erkannt habe, so ist es jetzt an mir, weniger den Dr. Arndt als mich selbst zu berichtigen. Betreffen diese Berichtigungen auch nur einige Handschriften geringeren Werthes, so glaube ich sie doch schon wegen ihres Bezuges auf ein Werk von der Wichtigkeit der Monumenta Germaniae nicht zurückhalten zu dürfen.

Ich fange an bei dem Codex Knüpffer (5a), von dem ich zur Zeit meines Briefwechsels mit Dr. Arndt nur soviel wusste, als Hansen (Scr. r. Liv. I) in seiner Vorrede über ihn und unter seinem Text aus ihm mitgetheilt hatte, dessen genauere Beschreibung

ich aber vor kurzem von Herrn stud. jur. Alexander Buchholtz aus Dorpat erhalten habe.

Darnach bildet diese dem 17. Jahrhundert angehörende Handschrift das erste Stück eines ziemlich starken Sammelbandes in folio in der Bibliothek der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat. Unter mehreren der zunächst auf die Chronik Heinrichs folgenden Stücken ist bemerkt, dass sie im Jahre 1660 in Stockholm abgeschrieben wurden, woher Hansen nicht angestanden hat, auch die erstere selbst dem nämlichen Jahre zuzuweisen. Nun ist zwar die Hand, welche die mit „Stockholm, Anno 1660“ datirten Stücke geschrieben hat, verschieden von derjenigen, die die Abschrift Heinrichs angefertigt hat; aber sie findet sich wieder in den kurzen Inhaltsanzeigen am Rande der Chronik Heinrichs, so dass allerdings wenigstens eine gewisse Verwandtschaft der Herkunft für alle diese Schriftstücke anzunehmen ist. Wir wissen ferner, dass Witte's Abschrift (5) nach einer Vorlage angefertigt wurde, die er 1653 in Stockholm aus der Bibliothek des Grafen Johann Axelssohn Oxenstierna geliehen erhielt. Auf einen andern, nur um einige Jahre später sich ebenda aufhaltenden Sammler livländischer Geschichtsmaterialien ist ohne Zweifel die Knüpfersche Handschrift zurückzuführen. Was aber liegt unter diesen Umständen näher als zu denken, dass auch sie aus jenem verlorenen Codex Oxenstierna abgeschrieben wurde? Die Annahme Arndts, dass Codex Knüpfier nur eine Abschrift der Abschrift Witte's sei, ist wenigstens bis auf weiteren Beweis aufzugeben.<sup>1)</sup>

In Betreff der unserer Gesellschaft gehörende Handschrift Gustav Bergmanns (2a) sagt Arndt auf Grund meiner Mittheilungen, dass sie eine Abschrift des Codex Skodeisky und mit Varianten aus Grubers Ausgabe, aus der Abschrift Witte's und noch aus einem jetzt verlorenen Manuscriptum Tideböhlianum Revaliense (6) ausgestattet sei. In dieser Beschreibung ist die Abschrift Witte's als Quelle von Bergmannschen Varianten zu streichen, Bergmanns Manuscriptum Tideböhlianum aber als identisch mit einem nur unter anderem Namen noch vorhandenen nachzuweisen.

<sup>1)</sup> Für welche Annahme ich die Verantwortung vielleicht ablehnen kann, da ich mich, auf Grund der von Hansen mitgetheilten Lesarten aus Knüpfier, brieflich nur dahin geäußert zu haben glaube, dass Knüpfier entweder aus Witte oder direct aus Oxenstierna abgeschrieben zu sein scheine.

Es war nur ein der weiteren Erklärung nicht lohnender Irrthum, in Folge dessen ich auch Witte's Abschrift als von Bergmann benutzt ansetzte, während doch seine Varianten durchgängig nur entweder mit Gr. (Gruber) oder mit R. (Revaliensis), einmal auch mit „Tideböhlianum“ signirt sind. Eine genauere Erörterung aber verdient die Frage nach seinem „Manuscriptum Tideböhlianum“.

Auf einem Vorblatt hat Bergmann über seinen Apparat das Folgende angemerkt: „Mscr. Tideböhlianum Rev. habet titulum: Chronicon Livonicum vetus, continens res gestas primorum Episcoporum. Collatum cum Mscro. Vegesackiano.“ Das zuletzt genannte, unter den Varianten nicht wiederkehrende „Manuscriptum Vegesackianum“ kann eben deshalb nur diejenige Handschrift gewesen, die Bergmann zunächst vollständig abschrieb und seiner Collationirung zu Grunde legte, also der jetzt sogenannte Codex Skodeisky,<sup>1)</sup> mit dem Bergmanns Abschrift nicht nur alle ihm eigenthümlichen Schreibfehler (z. B. XXIV, 1 Pudymra), sondern auch die zum Theil nicht weniger kennzeichnenden Marginalien gemein hat. Der rigasche Prediger Nathanael Skodeisky, dem diese werthvolle Handschrift zu Joh. Gottfr. Arndts Zeit gehörte (vgl. dessen Liefl. Chronik II, 10), war schon 1769 gestorben. Als Bergmann sie abschrieb (ca. 1800) muss sie im Besitz eines v. Vegesack und zwar ohne Zweifel jenes nämlichen Gotthard v. Vegesack gewesen sein, der die von Bergmanns Zeitgenossen öfters angeführte Schievelbein-Andreäsche Handschriftensammlung ererbt hatte und später der rigaschen Stadtbibliothek schenkte.

Was Bergmanns andere Handschrift, die ebenfalls nur bei ihm unter diesem Namen vorkommende Tideböhlsche betrifft, so hat Dr. Arndt aus dem von Bergmann mitgetheilten Titel derselben geschlossen, dass sie eine der interpolirten gewesen sein müsse, da nur diese so oder doch ähnlich betitelt zu sein pflegen — die Hannöversche Handschrift: „Chronicon Livonicum vetus, continens res gestas trium primorum episcoporum“; die Witte'sche: „Chronicon Livonicum vetus, trium primorum episcoporum res gestas continens“ — also, wie es scheint, nur mit kleinen, von dem jedesmaligen Abschreiber beliebten Modificationen. Wie aber lautet der sowohl mir als auch dem Dr. Arndt zur Zeit unseres Briefwechsels noch unbekannt gebliebene Titel des ebenfalls der interpolirten Klasse angehörenden Codex Knüpffer? Nach Herrn Alexander Buchholtz's

<sup>1)</sup> So die richtige Schreibweise dieses Namens.

Mittheilung genau so, wie Bergmann von seinem Tidebühl angegeben hat, nämlich ebenfalls: „Chronicon Livonicum vetus, continens res gestas primorum episcoporum“, und schon daraus allein ist mit grosser Zuversicht auf die Identität beider Handschriften zu schliessen, wenn auch erst eine Vergleichung der betreffenden Varianten Bergmanns mit dem Codex Knüpffer den Beweis dafür vollständig machen kann. Der revalsche Schuldirektor Tidebühl, von dem Bergmann auch andere Handschriften geliehen erhielt,<sup>1)</sup> ist im Jahre 1807 verstorben; aus seinem Nachlass kann der betreffende Sammelband unmittelbar in den Besitz des estländischen Predigers, späteren Generalsuperintendenten Knüpffer, geb. 1777, gest. 1843, übergegangen sein, nach welchem der darin enthaltene Codex Heinrichs zuerst von Hansen benannt worden ist.

Somit reduciren sich die neun Handschriften Arndts auf nur acht, zu denen aber, wenn man einmal auch die verlorenen mitzählen will, noch zwei hinzuzunehmen wären: 1) der schon erwähnte Codex Oxenstierna, von welchem der Wittesche und sehr wahrscheinlich auch der Knüpffersche abgeschrieben sind. Dr. Arndt ist geneigt ihn sogar für den Stammvater sämmtlicher noch vorhandenen interpolirten Handschriften zu halten; aber er giebt keinen Grund an, warum auch Codex Hannoveranus aus ihm abzuleiten sei; 2) das von Joh. Gottfr. Arndt im ersten Theile seiner Liefländischen Chronik beschriebene und zu Varianten benutzte Fragment einer ebenfalls interpolirten Handschrift, das er sein „Rigisches Manuscript“ nannte.

Dieses ist es, was ich über die meiner näheren Kenntniss zugänglichen Handschriften zu bemerken hatte. Ich erlaube mir aber auch noch ein Wort über die Eintheilung und das Abstammungsverhältniss aller bekannten Handschriften überhaupt.

Am augenfälligsten macht sich allerdings die Eintheilung in nichtinterpolirte und interpolirte. Sie ist so scharf einschneidend, dass dagegen die übrigen Unterschiede, namentlich die der interpolirten Codices unter sich, nur als verschwindend klein erscheinen und dass man schon nach Ansicht nur der ersten Seite eines Codex sogleich entscheiden kann, zu welcher von beiden Klassen derselbe gehört. Aber es ist nicht zu übersehen, dass es auch gewisse Merkmale giebt, die eine nähere Beziehung der interpolirten Handschriften

<sup>1)</sup> Vergleiche seine Vorrede zur zweiten Ausgabe des Dionysius Fabricius. Scr. r. Liv II, 431.

zu den beiden jüngeren der andern Klasse (Skodeisky und Revaliensis) herstellen und den Zamoscianus für sich allein in einen Gegensatz zu allen übrigen treten lassen. Es sind namentlich die folgenden:

1) Die Eintheilung des Zam. in vier (vielleicht, wenn man ihn vollständig hätte, in fünf) Bücher, seine Kapitelüberschriften und das in ihm der Chronik vorausgehende Gedicht — alle diese, wie schon Schirren nachgewiesen hat, auf den Verfasser selbst zurückzuführende Bestandtheile, sind nicht nur den interpolirten Handschriften, sondern, bis auf die Ueberschrift des ersten Buches, auch schon dem Skod. und dem Rev. abhanden gekommen.

2) Die Interpolation II, 6, enthaltend Bischof Bertolds Todesdatum nebst einem aus dem Zusammenhange gerissenen leoninischen Hexameter<sup>1)</sup> — dieses merkwürdige Einschießel, dessen Herkunft ich (Sitzungsberichte 1873, pag. 18) glücklich aufgeklärt zu haben glaube — fehlt nur noch dem Zam., begegnet uns aber wie in allen interpolirten Handschriften, so auch schon im Skod. und Rev.

3) Auch manche eigenthümlichere Schreibfehler giebt es, die wiederum, ausser dem Zam., allen übrigen Handschriften gemein sind, wie z. B. XXII, 2: *via previdisse* für *via in Puidise*, u. a. m.

Es folgt daraus, dass das Urexemplar der interpolirten Gruppe aus einem Exemplar von der Art des Skod. und Rev. gemacht wurde, oder mit andern Worten, dass alle Handschriften ausser dem Zam. von einem gemeinsamen Ahnherrn abstammen, dessen unverfälschtes Abbild Skod. und Rev. sind, während die interpolirten Handschriften eine davon ausgehende zweite Stufe der Verderbniss darstellen.

Eine weitere Frage ist es, in welchem Verhältniss dieser vorzusetzende Stammvater aller jüngeren Handschriften zu dem Zamoscianus gestanden habe: ob etwa in dem eines Abkömmlings oder nur eines Seitenverwandten — eine Frage, auf die sich vielleicht auch bei eingehendster Untersuchung aller Lesarten keine zuversichtliche Antwort wird finden lassen. Glücklicher Weise kommt auch nicht eben viel darauf an, da jedenfalls die Autorität des Zamoscianus so sehr überwiegt, dass auch die beiden besseren unter den übrigen Handschriften nur insoweit noch für den Text in Betracht kommen, als jener älteste Codex defect ist: eine Regel,

<sup>1)</sup> Nono Kalendas Augusti. Versus: Hasta necans anno Bertoldum Livo secundo.

die schon Pabst in seiner Uebersetzung Heinrichs in Anwendung gebracht hat und der wir nun auch Dr. Arndt in seiner Ausgabe folgen sehen; wogegen der soeben entwickelte Satz von der gemeinsamen Abstammung aller Handschriften zweiter und dritter Ordnung immerhin von einigem praktischen Werth sein dürfte, da derselbe in den dem Zamoscianus fehlenden Theilen unserer Chronik zu einer etwas grösseren Freiheit im Conjecturiren berechtigt, als die wir bisher ausgeübt finden.

Ich habe für heute nur über die Handschriften Heinrichs mich auslassen, nicht die neue Ausgabe Dr. Arndts allseitig beurtheilen wollen. Nur zweierlei mag noch in Kürze bemerkt werden; erstens, dass Arndts erklärende Anmerkungen grösstentheils aus denen zu Pabst Uebersetzung geschöpft sind und nur selten etwas Neues bringen; zweitens aber, dass wenigstens um des vortrefflichen Hansenschen Sach- und Namenregisters willen auch die Ausgabe in den *Scriptores rerum Livonicarum* dem livländischen Geschichtsforscher noch immer unentbehrlich bleiben wird. In der ersteren Beziehung war natürlich von einem ausserlivländischen Herausgeber nicht mehr zu verlangen, als was Dr. Arndt geleistet hat, in der anderen aber steht die Sache so, dass nach der allgemeinen Einrichtung der *Monumenta Germaniae* überhaupt kein Specialregister zu einem einzelnen der in einem Bande vereinigten Autoren zulässig ist. Die wesentliche Leistung dieser neuen Ausgabe besteht eben nur in dem, was freilich das Allerwesentlichste bei jedem herauszugebenden Autor ist, — in dem gereinigten, geregelten, durchweg zuverlässigen Texte.

Herr Dr. Bornhaupt legte ein von ihm ausgearbeitetes ausführliches Verzeichniss des schon in der Sitzung vom 6. December vorigen Jahres erwähnten grossen Münzfundes auf dem Gute Pürkeln, Kirchspiel Allendorf, vor. Da die jüngste darin vorkommende Münze aus dem Jahre 1552 ist, so folgert Dr. Bornhaupt, dass dieser Schatz wahrscheinlich in der Kriegs- und Schreckenszeit 1557—1559 vergraben worden sei. Das Verzeichniss wird in dem nächsten Hefte der „Mittheilungen“ gedruckt werden.

## Bericht über die 399. Versammlung am 9. April 1875.

### Eingegangen waren:

Von der Kaiserl. öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg: Отчетъ за 1873 годъ. Санктпетерб. 1875. — Von der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde zu Leiden: Handelingen en medelingen over het Jahr 1874. Leiden 1874. Levensberichten der afgestorvene medeleden. Leiden 1874. — Von dem Alterthumsverein zu Freiberg: Mittheilungen. Heft II. Freiberg 1874. — Von dem Naturforscherverein zu Riga: Correspondenzblatt XXI. 9. — Von dem correspondirenden Mitgliede, Herrn Coll.-Rath J. Iversen in St. Petersburg: dessen Неизданныя и рѣдкія русскія медали. Санктпетерб. 1874; Словарь медальеровъ и другихъ лицъ, имена которыхъ встрѣчаются на русскихъ медаляхъ. Санктпетерб. 1874; die Portraits des Fürsten Albert II. Radziwill († 1592), seiner Gemahlin Anna Kettler, Tochter des Herzogs Gothard von Kurland († 1619) und seines Sohnes Johann IX. Albert († 1626) in Neuabzügen von Kupferplatten des 18 Jahrhunderts. Dieselben stammen aus der Reihenfolge der im Jahre 1758 erschienenen äusserst seltenen Icones familiae Radivilianae. Die Kupferplatten dieses aus 165 Portraits bestehenden Werkes sind bis auf eine neuerdings von Herrn Iversen erworben worden. Der Name des Kupferstechers geht aus der ersten und letzten Tafel des Werkes hervor, die mit „H. Leybowicz Sculp. Nesvissii in MDL“ (Magno Ducatu Lithuaniae) gezeichnet sind. — Von dem correspondirenden Mitgliede Herrn Oberappellationsgerichtsath Dr. Pauli in Lübeck: dessen Lübecks Mangel und Caperwesen. Lübeck 1875. — Von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg: Mémoires XXI, 6—12. XXII, 1—3. Bulletin XXII, 3. Отчетъ о 16 присужденіи наградъ Графа Уварова Санктп. 1874. — Von der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zu Mitau: Sitzungsberichte aus dem Jahre 1874. Riga 1875. — Von dem correspondirenden Mitgliede Herrn Bibliothekar J. Lossius in Dorpat: Christian Kelch, Liefländische Historia. Continuation. Lief. 2. Dorpat 1875. — Angekauft: Die ältesten Hamburgischen Zunftrollen und Bruderschaftsstatuten. Gesammelt von Dr. Otto Rüdiger. Hamburg 1874.

Herr Professor Jegór v. Sivers erinnerte an seinen schon in der Sitzung vom 8. Mai v. J. gemachten Antrag auf Ueberlassung etwaiger Doubletten unserer Alterthümersammlung an das Leipziger

Museum für Völkerkunde. Da Herr Dr. Bornhaupt, dem die damalige Versammlung die weitere Erwägung oder Erledigung dieses Antrages anheimgestellt hatte, jetzt nicht gegenwärtig war, so berichtete Herr Dr. W. v. Gutzeit über die unter seiner Theiligung von Dr. Bornhaupt zu diesem Zwecke vorgenommene Revision der Alterthümer, deren Ergebniss freilich nur gewesen war, dass man sich auch in Bezug auf die einheimischen Bronzegegenstände schwer entschliessen könne, irgend etwas als entbehrliche Doublette anzusehen. Unter diesen Umständen konnte die Sache auch jetzt noch zu keinem Abschluss gebracht werden.

Herr Dr. A. Poelchau berichtete, wie hier folgt, über eine bisher unbekannte Handschrift der Schwarzhäupter-Schragen:

Die merkwürdige Pergamenthandschrift aus dem Jahre 1354, welche Tielemann in seiner Geschichte der Schwarzenhäupter in Riga (pag. 15, Beilage 1) für die älteste Schrage dieser Gesellschaft angesehen hat, ist seitdem (Mon, Liv. ant. Bd. 4 p. CLXXIX) vielmehr als eine Schrage der grossen Gilde erkannt worden. Die älteste wirklich der Schwarzhäupter-Gesellschaft angehörende und noch in ihrem Besitz befindliche Schrage enthält in einem pergamentenem Octavbände 36 Artikel vom Jahre 1416. Als im Jahre 1477 zwischen den Schwarzen-Häuptern und der grossen Gilde Streitigkeiten entstanden waren, wurden dieselben durch eine Einigung in 21 Artikeln am Montage vor St. Thomas, d. i. den 15. December, beigelegt. Von diesen so entstandenen Schragen des Jahres 1477, die nach einem im Archive der Gesellschaft befindlichen Buche in den Monumentis Livoniae antiquae (Bd. 4, p. CCXXXV) gedruckt sind, giebt es noch zwei Abschriften: die eine unter der Nr. 13 im Archiv der Gesellschaft, die andere im Rathsarchiv der Stadt aufbewahrt. Beide stimmen fast wörtlich mit einander überein und haben, ausser den 21 in den Monumenta veröffentlichten Artikeln, noch 33, also im Ganzen 55 Artikel. Dieser Ueberschuss nun ist in den Mittheilungen, Bd. VII, p. 393, gedruckt. Eine dritte Abschrift dieser Schragen ist im Rigaschen Rathsarchiv vorhanden, sie hat aber nicht 55 sondern nur 43 Artikel, denn die Artikel 28, 31, 34—38 incl., 44—48 incl. und 52 fehlen ihr und ihrem letzten Artikel ist noch eine schragenmässige Verordnung des Rathes vom Sonnabend vor Reminiscere (4. März) 1531 angefügt. Diese Verordnung von 1531 findet sich ebenfalls in den Mittheilungen (Bd. VII, pag. 431) gedruckt. Eine fernere

Handschrift ist dem Referenten dieses in die Hände und in seinen Besitz gekommen. Dieselbe zählt zwölf zusammengeheftete Blätter in klein Quart; auf der ersten Seite steht in verwischter, kaum leserlicher Schrift: Schrage der Cumpanie, und deutlich ausgeschriebenen Nr. 20, worunter vier kleine Striche und die römische Zahl XXXVI, soll wohl heissen 1536. Mit der dritten Seite beginnt der Text der Schrage in guter leserlicher Schrift. Am Rande der einzelnen Artikel, die hier ursprünglich nicht numerirt waren, ist von einer anderen Hand eine kurze Inhaltsangabe eines jeden Artikels, wie auch eine fortlaufende Numeration offenbar später beigefügt, welche letztere von Artikel 1 bis 27 mit der oben genannten dritten Handschrift übereinstimmt, von da ab aber immer bei jedem Artikel zwei Nummern hat, eine falsche und eine richtige. Der 43. Artikel der erwähnten dritten Abschrift ist hier der 42., einen drei- und vierundvierzigsten bildet die auch hier hinzugefügte schragenmässige Verordnung des Rathes von 1531. Wenn in den Mittheilungen über die dritte Abschrift der Schragen (Bd. VII, pag. 431), diejenige die auch den Zusatz von 1531 enthält, die Vermuthung ausgesprochen ist, dass dieselbe wahrscheinlich im Jahre 1531 oder später angefertigt sein muss, so lässt sich von der in Rede stehenden vierten Abschrift mit ziemlicher Sicherheit dasselbe sagen. Ja, aus der auf ihrem ersten Blatte befindlichen Zahl zu schliessen, wäre sie wohl im Jahre 1536 angefertigt und wahrscheinlich wohl der dritten Abschrift, mit der sie doch völlig übereinstimmt, entlehnt worden, wobei nur noch zu bemerken ist, dass ihre Schreibweise eine andere als die der dritten Abschrift ist. Anderweitige Sonderheiten sind von dieser vierten Handschrift der Schwarzhäupter-Schragen nicht zu erwähnen. Das Vorhandensein einer solchen verdiente aber doch wohl angezeigt zu werden.

## Sitzungs-Berichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Bericht über die 631. Sitzung am 7. Mai 1875.

Seit der letzten Sitzung ist Folgendes eingegangen:

1. Bullettino meteorologico etc. Vol. IX, Nr. 7 und Vol VII, Nr. 7. Vom königl. Karl-Alberts-Collegium in Moncalieri.

2. Von Herrn Professor Iversen in St. Petersburg: a) Drei Funde mittelalterliche Münzen in Russland. Von J. Iversen. b) Der Münzfund von Dobra. Von H. Dannenberg.

3. Von Herrn Buchdruckereibesitzer G. Steffenhagen in Mitau: Dreissig Stück Brochuren und Bücher, die neuerdings aus seiner Officin hervorgegangen sind.

4. Ein Schreiben vom Dörptschen Gymnasium.

Zunächst gab Herr Dr. Th. Schieman ein Referat über den Bestand des Piltenschen Archivs, das jetzt einen Theil des kurländischen Ritterschafts-Archivs ausmacht und von 1556—1817 geht.

Nach Besprechung einiger Interna hielt Herr Cand. chem. F. Krüger einen Vortrag über die im kurländischen Museum befindlichen alten einheimischen Münz-, Medaillen- und Siegelstempel. Es sind folgende:

### I. Münzstempel:

1. Zum Avers eines Noththalers des Herrmeisters Gotthard Kettler vom Jahre 1559. Der Durchmesser beträgt 41,5 Mm. Ein quadrirter Schild enthält abwechselnd das Ordenskreuz und das Kettlersche Wappen (Kesselhaken). Ueber dem Schilde stehen die Buchstaben G. M. Z. L., unter demselben die Jahreszahl. (Dieser Stempel soll übrigens kein Original, sondern eine vom Mitauschen Uhrmacher John im Anfange des jetzigen Jahrhunderts angefertigte Kopie sein.)

2. Zur Vorderseite eines Sechlers (= 6 Groschen =  $\frac{1}{16}$  Thaler) des Herzogs Ernst Johann vom Jahre 1763. Durchmesser 24,5 Mm

Er enthält die mit einer Krone bedeckten verschlungenen Buchstaben E. J., zu deren Seiten die getheilte Jahreszahl. Diese Münze soll jedoch nicht in Cours gekommen sein. (Köhne, Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. VI. 1. S. 17. Nr. 21.)

3. Zum Revers eines Timpfes (= 3 Sechser =  $\frac{1}{6}$  Thaler) des Herzogs Ernst Johann vom J. 1764, mit der Umschrift: MONETA. DVC: CVRLAND. 1764. Der polnische Adler und Littauische Reiter in zwei neben einander stehenden und mit der Königskrone bedeckten Schilden. Unten: 1. T. und darunter: J. C. S. Durchm. 30,5 Mm. Auch diese Münze ist nicht im Umlauf gewesen. (Köhne, a. a. O. S. 16. Nr. 18.)

4. Zum Avers eines Ferdings (= 3 poln. Groschen =  $1\frac{1}{2}$  Kop.) desselben Herzogs vom Jahre 1764. Gepräge wie Nr. 2. Durchm. 19,5 Mm. (Köhne, a. a. O. S. 17. Nr. 23.)

5. Zum Avers eines Sechсers desselben Herzogs, wohl vom Jahre 1763 oder 1764. Brustbild im Profil, im Harnisch und mit einem Ordensbände. Umschrift: D: G. ERNEST JOH. In. LIV. CVRL. & SEM. DVX. Unten steht: G. <sup>1)</sup> Durchmesser 25 Mm. (Köhne, a. a. O. S. 16. Nr. 19.)

6. Ein dem vorigen fast ganz gleicher Stempel, es fehlt das G. unten.

7. Zum Avers einer kleinen nur 17,5 Mm. im Durchmesser haltenden Münze (?Schilling) mit der Umschrift: D. G. ERNEST. JOH. DVX. und dem Brustbilde fast wie auf Nr. 5, nur kleiner.

## II. Stempel zu Medaillen:

1. Zum Avers einer Denkmünze auf die Restitution des Herzogs Ernst Johann im Jahre 1762. Er enthält das Brustbild der russischen Kaiserin Katharina II. im Profil mit der Umschrift: CATHARINA . II. IMP. OMN. RVSS. AVTOCR. Unter dem Bilde steht getheilt: GRÆF — ENSTEIN. Durchmesser 51 Mm. Dieser schön geschnittene Stempel ist ein wenig beschädigt.

2. Derselbe Stempel mit einigen kleinen unwesentlichen Verschiedenheiten in der Zeichnung. Der Name des Stempelschneiders ist unzertheilt. Dieselbe Grösse. Bedeutend beschädigt.

3. Zum Revers der vorigen Medaille. In der Mitte steht auf einem mit dem russischen Adler versehenen Postamente die Büste der Kaiserin, die von einem schwebenden Genius bekränzt wird, welcher in der Linken eine Waage trägt. Rechts von dem Posta-

<sup>1)</sup> Die Namenssigle des Stempelschneiders G. Z. Graefenstein.

mente sitzt eine allegorische weibliche Gestalt, mit Scepter, Buch und Stern, letztern auf dem Haupte. Auf der entgegengesetzten Seite befindet sich eine andere sitzende Frauengestalt, mit einer Herzogskrone bedeckt, sie hält mit der Linken einen ovalen Schild, auf welchem das herzoglich kurländische Wappen. Hinter ihr steht eine Palme, umwunden von einem mit P. S. XXXVII. bezeichnetem Bande. Eine Art Rundmauer mit Arkaden bildet den Hintergrund. Oben steht: ·RESTITUTRICI· Unten im Abschnitt: CVRLANDIA. PACATA . MDCCLXII. Unter der Curonia steht: GRÆFENSTEIN.

4. und 5. Zum Avers und Revers derselben Medaille, mit einigen geringen Abweichungen, von Vernier geschnitten in derselben Grösse.

6. und 7. Zum Avers und Revers eines Jetton (von 27,5 Mm. Durchmesser), welchen der kurländische Erbprinz Peter beim Einzuge der Kaiserin Katharina II. in Mitau, im Jahre 1764, neben deren Wagen reitend, unter das Volk warf. Avers: Eine Palme, mit dem kurländischen Wappenschild. Im Hintergrunde Schloss und Stadt Mitau. Oben eine strahlende Sonne, und ein Theil des Thierkreises (Zeichen des Widders, des Stiers, der Zwillinge) zwischen Wolken. Ueberschrift: SIDERIS. ASPECTV. BEATA. Unten der Buchstabe G. — Revers: In acht Zeilen: IN MEMORIAM LAETITIAE QVAM EX ADVENTV SER: ET: POT: OMN. RVSS. IMP. OVANS CVRONIA PERCEPIT ANNO . MDCCLXIV. Darunter G. (Köhne, S. 7, Nr. 16.)

8. und 9. Zwei Stempel zu demselben Jetton aber von J. F. S. geschnitten.

12. und 13. Zur Denkmünze auf den 74. Geburtstag des Herzogs Ernst Johann, den 23. November 1764. Geschnitten von G. Z. Gräfenstein. Durchschnitt 41 Mm. Avers: Brustbild des Herzogs im Profil, mit Perücke, Harnisch, Ordensband und Mantel. Umschrift: D. G. ERNEST . JOH. IN . LIV. CVRL. & SEM. DVX. Unter dem Bilde der Name des Künstlers. Revers: Unter einem Baume ein auf Feisen stehender Altar mit dem verschlungenen Namenszug des Herzogs (E J) auf der Vorderseite. In die Opferflamme streut eine weibliche Gestalt Weihrauch, während sie mit dem andern Arm ein grosses Füllhorn umfasst, aus welchem Münzen zur Erde fallen. Zu ihren Füßen liegt eine Waage und steht ein kleines Kästchen, was Recke (s. Köhne, a. a. O. S. 7, Nr. 17) für einen Münzofen erklärt. Auf der andern Seite steht die Curonia mit Krone, kurländischem Wappenschilde und einem Rauchfasse.

Umschrift: SVPERET CASVS LONGOQVE VIRESCAT IN AEUO GLORIA. SIL. ITAL. Im Abschnitt: VOTA PVBL. LAETISSIMA DIERVM LXXIV NATALI OPTIMI PRINCIPI. PP. XXIII NOVEMB. Unten: G. Der Stempel ist schön geschnitten und gut erhalten.

14. Sehr schön geschnittener Stempel zu einer unausgeführt gebliebenen Medaille auf den Erbprinzen Peter. Er stellt das Brustbild desselben vor (im Profil) mit Harnisch, Ordensband und Mantel und der Umschrift: PETRVS · D · G · IN · LIV · CVRL · & SEMOG · HER · DVX. Unten: GRAEFENSTEIN. Grösse: 45 Mm. (Köhne, S. 8, Nr. 18.)

### III. Siegelstempel:

1. des Tuckumschen Gerichts vom Jahre 1618; rund, Durchm. 36 Mm. Umschrift: SIGILLVM · JVDICII · TVCKVMMENSIS. 1618. Das in der Mitte befindliche kurländische Wappen ist sehr abgenutzt, besonders das Herzschild unkenntlich geworden.

2) Das kurländische Kirchensiegel vom Jahre 1637. Rund und 32,5 Mm. im Durchmesser. Im Herzschild des kurländischen Wappens befindet sich der Kettlersche Kesselhaken, die Namensschiffre des polnischen Sigismund August (= A. und S. verschlungen) und der Báthoryschen Drachenzähne.

3. Siegel des Goldingenschen Gerichts. Rund, 35 Mm. gross. Das Wappen wie im Vorigen, die Umschrift lautet: SIGILLUM · IUDICY · GOLDINGEN.

4. Siegel des Selbürgschen Gerichts vom Jahre 1643. 36 Mm. Durchmesser, rund. Das Wappen wie im Vorigen. Umschrift: SIGILLVM · JVDICII · SELBVRG · 1643.

5. Mitausches Gerichtssiegel mit demselben Wappen, wie auf den Vorhergehenden und mit der Umschrift: SIGILLVM · JVDICII · CASTR. MITAVIENSIS. 35 Mm. gross.

6. Das grosse kurländische Landessiegel vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, von 68 Mm. Durchmesser. Auf dem kurländischen Wappen sitzt als Mittelschild das polnisch-litauische Wappen, das in seinem bekrönten goldnen Herzschilde die Buchstaben A R<sup>o</sup>) verschlungen zeigt. Umschrift: SIGILLVM DVCA TVVM CVRLANDIAE ET SEMIGALLIAE.

7. Grosses Siegel des Prinzen Ferdinand als Administrator des Landes (1698 bis 1710), 55 Mm. gross. Die Umschrift lautet:

o) Wol August Rex = August der Starke.

FERDINANDVS . D. G. IN LIV: CURL: ET SEMIG: DUX TUT: ET ADMINISTRATOR. Das Wappen ist wie die auf Nr. 2 bis 5, nur noch mit drei Helmen (auf denen der Kesselhaken zwischen zwei Hahnenfedern, der kurische Löwe und das semgallische Elenn erscheinen) und mit Helmdecken versehen.

8. und 9. Zwei ganz gleiche Siegelstempel desselben Herrn, mit derselben Umschrift und demselben Wappen wie auf dem Vorigen, nur dass statt der Helme sich eine grosse Krone und statt der Helmdecken ein Schnörkel vorfindet. Oval, 44 und 42 Mm.

10. Ein Siegelstempel fast ganz wie Nr. 7, nur oval und kleiner (36 und 33 Mm.), auch fehlt in der Umschrift das Wort TUT. Schön und scharf gearbeitet.

11. Siegel des Herzogs Friedrich Wilhelm (1710 bis 1711). Form, Grösse und Wappen genau wie Nr. 8 und 9. Die Umschrift heisst: FRIDERICUS WILHELMUS. D: G: IN LIV: CURL: ET SEMIG: DUX.

12. Siegel des Herzogs Ernst Johann. Oval, 34 und 32 Mm. Umschrift: D. G. ERNESTUS . JOHANNES . IN . LIVON. CURL. ET . SEMIGAL. DUX. Das bekrönte Wappen hat im Herzschild links die Namensschiffre Königs August III. (A und 3 verschlungen) in Gold und rechts das Bironsche Wappen. (Quergetheilt, oben in Silber drei rothe Sparren mit Krone, unten im rothen Felde ein schwarzer Rabe einen Eichelzweig im Schnabel, sitzend auf einem Eichstamm, über welchen quer ein goldner Schlüssel liegt.<sup>1)</sup>)

13. Das Windausche Zollsiegel. 35 Mm. Das Wappen entspricht, selbst in der Form der Schnörkel, genau dem von Nr. 12. Umschrift: WINDAVSCHE . LICENT . SIEGEL .

14. Ein Stempel ohne Umschrift mit dem Wappen des vorigen, nur sind Löwen als Schildhalter statt der Schnörkel (wie bei Nr. 12) vorhanden. 28 und 26 Mm.

<sup>1)</sup> Wie aus dem Adelsdiplom vom 20. Mai 1638 hervorgeht, durch welches König Wladislaw IV. dem tapfern Kurländer Matthias von Büeren (Vetter von des Herzogs Grossvater) nicht nur dessen alten durch Missbrauch verlorenen Adel wiederherstellte, sondern ihn auch in den polnischen Adelsverband aufnahm, so bestand das Familienwappen aus einem weissen Felde, in welchem ein schwarzer Vogel (Rabe?) auf einem dürren Baume sitzt und, rückwärts schauend, im Schnabel ein Zweiglein mit drei Eicheln hält.

Der Schlüssel bezieht sich wol auf die Kammerherrnwürde, die Ernst Johann von Biron im Jahre 1725 von der Kaiserin Katharina erhalten.

Die drei rothen Sparren sollen dem Wappen der alten französischen Familie Gontault von Biron entlehnt sein.

15. Stempel des herzoglichen Archivs. 40 Mm. Umschrift: SIGILLVM. ARCHIVI. DVCALIS. Wappen wie Nr. 13, aber mit einem kleinen Wappenzelt versehen, auch ist das Herzschild etwas anders angeordnet. (Quadrirt, links oben die Sparren, unten August III. Chiffre, rechts oben Chiffre von Sigmund August, unten der Rabe, ohne Schlüssel.)

16. Derselbe Stempel wie vorher, mit derselben Umschrift, Wappen wie auf Nr. 12, aber mit Wappenzelt, statt der Schnörkel. 36 Millimeter.

17. Siegel des herzoglichen Forstamtes unter Herzog Karl von Sachsen. 36 Mm. Umschrift: SIGILL. FOREST. DVC. CVRL. ET. SEMIGALL. Krone und Wappenzelt über und neben dem kurländ. Wappen, dessen bekröntes Herzschild links Augusts III. Chiffre und rechts oben das polnisch-litauische, unten aber das sächsische Wappen enthält.

18. Siegel wie das vorige, nur kleiner. 25 Mm.

19. Siegel des herzoglichen Archivs unter Herzog Karl. 45 Mm. gross. Umschrift: SIGILLUM: ARCHIVI: SERMT DUCICS: CVRLA: ET. SEMIGAL. Das Wappen wie auf Nr. 16.

20. Grosser Siegelstempel des Herzogs Peter vom Jahre 1769. Durchmesser 63 Mm. Das Wappen genau wie auf Nr. 14. Umschrift: D. G. PETRUS. IN. LIVONIA. CURLANDIAE. ET. SEMIGALIAE. DUX. A. 1769.

21. Grosses Siegel des Herzogs Peter vom Jahre 1787 von 70 Mm. Durchm. Das Wappen erscheint anders als alle früheren, der Hauptschild hat neun Felder. In der rechten Ober- und der linken Unterstelle ist der kurische Löwe, in der linken Ober- und in der rechten Unterstelle das semgallische Elenn angebracht. In der rechten Mittelstelle steht im rothen Felde ein wachsender (in Gold gekleideter) Engel (= Sagan). Die linke Mittelstelle zeigt in Gold einen schwarzen Büffelskopf mit Ring in der Nase (= Pernstein). In der oberen Pfahlstelle befindet sich ein einköpfiger (schwarzer) Adler mit einem Halbmond auf der Brust im silbernen Felde (= Glogau). Die untere Pfahlstelle, ein silbernes Feld, hat einen rothen Querbalken, darüber zwei, darunter eine (rothe) Kugel (= Wartenberg<sup>1)</sup>). Das Herzschild ist genau wie das auf Nr. 14.

<sup>1)</sup> Die schlesische Standesherrschaft Wartenberg mit Bralin und Goschütz war schon von Peters Vater, noch ehe derselbe Herzog geworden, im Jahre 1735 angekauft worden; das Fürstenthum Sagan jedoch, hatte erst Herzog Peter

Die Umschrift lautet: D: G: PETRVS . IN . LIVONIA . CVRLAN-  
DIAE ET . SEMIGALLIAE . AC . IN . SILESIA . SAGANI . DVX .  
A.º 1787.

22. Genau derselbe Stempel wie vorher, nur kleiner, nur  
38 Mm. im Durchmesser.

23. Kleiner Stempel (22 Mm.) mit einem doppelgeschwänzten  
Löwen und mit der Umschrift: FVRSTL: MISCHISCH . ZOLL .  
HAVSS. 1)

24. Ein kleines ovales Siegel mit der Umschrift: DAS HOCH .  
FVRST. MIT. LIEC. ACCIES. SIGEL. Ein doppelgeschwänzter  
Löwe mit zwei Bäumen (?) auf dem Kopfe. 21 Mm. hoch. Ist  
wol das Mitausche Licent- und Accise-Siegel.

---

im Jahre 1785 durch Kauf von dem Fürsten Lobkowitz erworben. Pernstein  
(= Nedweticz) in Mähren war 1631 durch Erbschaft an die Lobkowitz ge-  
kommen, welche 1646 das Fürstenthum Sagan, das einst mit dem Herzogthum  
Glogau einherrig gewesen war, erkaufen. So gelangten die Wappen von Pern-  
stein und Glogau in das Sagansche und endlich ins kurische Wappen. J. D.

1) Ist damit vielleicht Misshof im Einschluss (lett Misses) gemeint, das  
an der livländischen Grenze an der grossen Strasse von Riga (über Bauske)  
nach Littauen liegt?

**Bericht über die 632. Sitzung am 4. Juni 1875.**

An eingegangenen Geschenken sind zu melden:

1. Von der kaiserl. königl. Akademie zu Wien: a) Sitzungsberichte der Philosophisch - Historischen Klasse, Bd. 77, Heft 1, 2, 3, 4. Bd. 78, Heft 1. Sowie das Register zu den Bänden 1—70. b) Sitzungsberichte der Mathematisch - Naturwissenschaftl. Klasse, Abtheil. I, Bd. 69, Heft 4, 5, 6. Bd. 70, Heft 1, 2. Abtheil. II, Bd. 69, Heft 4, 5. Bd. 70, Heft 1, 2. Abtheil. III, Bd. 69, Heft 1 bis 5. Bd. 70, Heft 1, 2.
2. Verhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt. 1875. Nr. 1 bis 5.
3. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. V. Bd. Nr. 1, 2, 3.
4. Protokolle der Odessaer Alterthumsgesellschaft vom September 1873 bis 10. März 1875.
5. Von der Dorpater Universität die seit October 1874 bei ihr gedruckten Gelegenheitsschriften.
6. Von dem Vereine für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde: a) Berichte über die Jahre 1871, 1872, 1873. b) Zeitschrift. Bd. 3, Heft 2. Lübeck 1873.
7. Извѣстія Императорскаго русскаго географическаго общества издаваемые подъ редакцію И. И. Вильсона. 1875. 2 Bde.
8. Sitzungsberichte der Dorpater Naturforscher - Gesellschaft. III. Bd. 5 und 6.
9. Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1874. Nr. 4.
10. Von Herrn Dr. Th. Schieman: Bericht über die Curlandica des Dresdener Hauptstaatsarchivs. Handschrift.

11. Vom Verfasser: Grammatik der Estnischen Sprache, zunächst wie sie in Mittelestland gesprochen wird, mit Berücksichtigung der anderen Dialecte. Von F. J. Wiedemann. St. Petersburg, 1875.

12. Vom Verfasser: Solemnia saecularia prima Gymnasii Mitaviensis in dies xvi et xvii m. junii a MDCCCLXXV celebranda indicunt director inspector praeceptores. Inest J. Vogelii Quaestionum Tullianarum specimen. Mitaviae MDCCCLXXV. 4°.

Auch waren Schreiben von der Naturforscher-Gesellschaft in Moskau und von der Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg eingelaufen.

Zum Vortrag kam ein Bericht des Herrn Dr. Th. Schieman über das herzogliche Archiv zu Mitau und ein Referat über die Brieflade von Nurmhusen von demselben.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 20. September 1875.

Druck hier, Livl. Gouvernements-Typographie.

PL 51 24, 2

EESTI  
RAHVUSRAAMATUKOGU  
AR

66. MS